

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Meleniks Mordnacht

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Meleniks Mordnacht

John Sinclair Nr. 803

Teil 4/4

von Jason Dark

erschienen am 23.11.1993

Titelbild von Alan M. Clark

Sinclair Crew

Meleniks Mordnacht

In dieser Nacht lag Unheil in der Luft! Vielleicht war der Grund, dass zwei Jahreszeiten zusammenstießen, der Winter, der noch immer kämpfte, und der Frühling. Die kalten Luftmassen hatten sich in den letzten Tagen noch halten können, jetzt aber drängte aus dem Südwesten ein warmer Wind heran, der dem Süden des Landes die erste Schneeschmelze gebracht hatte und die Temperaturen ansteigen ließ. Es war auch die Zeit, wo sich der Tag verabschiedete und die Nacht begann, sodass sich das Schauspiel der Gewalten noch einmal am Himmel abzeichnete und einem Maler ein ideales Motiv geboten hätte. Wolken türmten sich in mehreren Schichten übereinander. Der mächtige Wind spielte trotzdem mit ihnen und trieb den grauen Himmel über die Berge. Warme und kalte Luft prallten zusammen. Ein Gewitter lag in der Luft.

Das spürte auch Madame Avide. Sie hatte bei einer Freundin gehockt, Kaffee und Likör getrunken, sich dabei verquatscht, denn es gab einfach zu viel über die Nachbarinnen zu reden. Jetzt aber musste sie nach Hause. Sie wohnte in der Innenstadt, nahe der mächtigen Kathedrale, für die Chartres berühmt war. Unter ihrer Wohnung war ein Café, in dem sich bei schönem Wetter die Touristen vergnügten.

Marie Avide hatte es plötzlich eilig, als sie durch das Fenster schaute und einen Blitz sah, der wie eine grelle Lanze aus dem Himmel hervorschoss.

Sie sprang vom Stuhl hoch. »Es wird Zeit, Colette.«

»Warum denn?«

»Das Gewitter…«

Colette wollte die Freundin nicht gehen lassen. »Das zieht schnell vorbei.«

»Mag sein, aber ich möchte trotzdem gehen.«

»Dann nimm wenigstens einen Regenschirm mit.« Colette stand auf. Sie ging in den kleinen Flur, wo auch der Mantel ihrer Freundin hing, den Marie Avide rasch überstreifte. Als Colette ihr die Hand mit dem Schirm entgegenstreckte, fragte sie leise. »Wann sehen wir uns wieder?«

»Ich komme vorbei.«

»Beim letzten Mal hat es elf Tage gedauert.«

Marie nickte. »Ich weiß, doch ich hatte leider keine Zeit.« Sie nahm den Schirm entgegen und hielt ihn hoch. »Außerdem habe ich jetzt einen Grund. Ich muss dir schließlich den Schirm zurückbringen.«

»Das stimmt. Es ist mein einziger.«

Marie lachte, weil sie wusste, dass Colette ihr nicht die Wahrheit gesagt hatte. Aber sie war ihr nicht böse, sondern umarmte sie, hauchte ihr Küsse auf die Wangen und verabschiedete sich von der um fast zwanzig Jahre älteren Frau.

Colette wohnte im zweiten Stock. Das Treppenhaus war eng, die lackierten Stufen glatt. Vorsichtig ging Marie die Holztreppe hinunter. Die rechte Hand ließ sie über den Handlauf gleiten. Den Regenschirm hielt sie in der linken Hand.

Auf halber Strecke erlosch natürlich das Licht, aber Colette, die vor der Wohnungstür gewartet hatte, schaltete es wieder an.

»Komm gut nach Hause, Marie.«

»Danke!«, rief die Angesprochene und öffnete schon die Haustür.

Sie hatte die Tür noch nicht ganz aufgezogen, als sie die erste Windbö erwischte. Marie duckte sich, als sie die Nische verließ.

Noch regnete es nicht. Schaute sie aber zu den Wolken hoch, wusste Marie Avide, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis die dichten Schleier fielen.

Die Wolken tobten über den Himmel, der Wind riss sie auseinander,

fügte sie wieder zu neuen Figuren zusammen und scheuchte sie dann weiter in Richtung Osten. Hoch über den Dächern der Stadt spielte sich dieses Schauspiel ab, doch der Sturm fand seinen Weg ebenso in die zahlreichen Straßen und Gassen hinein, wo er an all den Dingen rüttelte, die nicht korrekt genug befestigt waren. Papier, leere Dosen und allen möglichen Unrat riss er mit. In dieser Nacht wurden wieder Pfannen von den Dächern fallen und Bäume geknickt werden, davon ging Marie Avide aus, denn in ihrem fünfzigjährigen Leben hatte sie schon zahlreiche Stürme erlebt. In einer ähnlichen Nacht war vor etwa drei Jahren ihr Mann Hugo ums Leben gekommen. Eine Hand hatte ihn erschlagen. Allerdings keine normale, sondern eine mächtige Hand aus Stein. Sie hatte sich von einer der großen Steinfiguren an der Kathedrale gelöst und war mit immenser Wucht gegen seinen Kopf geprallt. Hugo war auf der Stelle tot gewesen.

Auch sie wohnte nahe der Kathedrale. Wenn sie ihre Wohnung erreichen wollte, musste sie das berühmte Bauwerk sogar passieren.

In dieser anbrechenden Nacht würde sie Furcht davor haben.

Den Schirm hielt sie zwischen Körper und Arm festgeklemmt. Da der Wind leider von vorn wehte, musste sie sich ducken, um besser voranzukommen. Als eine besonders starke Bö heranwehte, hatte sie den Eindruck, als würde ihr der Atem von den Lippen gerissen.

Es war ein Wetter, wie es nur der Höllenfürst persönlich schicken konnte, als wollte er sich dafür rächen, dass vor Hunderten von Jahren in dieser Stadt die mächtige Kathedrale zu Ehren Gottes gebaut worden war.

Marie Avide ging weiter, sich immer dicht an den Wänden der Häuser haltend. In ihrer Nähe klapperten Fensterläden. Der Wind kannte kein Erbarmen, er rüttelte, wo er nur konnte. Nicht nur einmal warf sie einen besorgten Blick zu den Dächern hoch und hatte dabei immer das Bild ihres erschlagenen, auf dem Pflaster liegenden Mannes vor sich, um dessen Kopf sich eine Blutlache gebildet hatte.

Marie schüttelte sich, als sie daran dachte. Sie eilte auf eine Hausecke zu und nahm die wenigen vorbeifahrenden Wagen kaum wahr. Wie rollende Schatten huschten sie mit ihren hellen Glotzaugen an der davoneilenden Frau vorbei.

Um diese Zeit waren relativ wenig Touristen in der Stadt. Schlug das Frühjahr voll durch, würde sich das rasch ändern.

Marie erreichte eine Hausecke und lief dann direkt auf die Kathedrale zu. Auch hier rahmten sie graue Hausfassaden ein. Lichter leuchteten hinter den Scheiben, ab und zu tauchte ein besorgtes Gesicht auf, und auf den Dächern wiegten sich die blitzenden TV-Antennen nach den Bewegungen eines unsichtbaren Dirigenten in seinem Rhythmus.

Das Pflaster war an einigen Stellen sehr holprig. An einer Baustelle

auf dem Gehsteig hatte der Wind das Absperrgitter bereits umgeworfen, und die rotweißen Trassierbänder flatterten hektisch im Wind.

Marie Avide umging die zerstörte Absperrung mit vorsichtigen Schritten. Von der Seite her erwischte sie ein wütender Windstoß und hätte sie beinahe von den Beinen gerissen. Er wirbelte Staub und Papier hoch, fegte die Rinnsteine leer, schuf Wolken, die der einsamen Frau einen Teil der Sicht nahmen. Sie hielt die Augen zudem zu Schlitzen verengt, weil sie auf keinen Fall durch den Staub blind werden wollte.

Chartres hatte vierzigtausend Einwohner, doch Marie kriegte in dieser Nacht keine einzige Person zu sehen.

Weit hatte sie nicht mehr zu laufen, und der große Regen hatte zum Glück noch nicht eingesetzt. Marie schaute die Straße hinunter und sah in der sturmdurchtosten Dämmerung ein imposantes Bild.

Obwohl sie schon lange Jahre in dieser Stadt wohnte und auch hier geboren war, flößte ihr der Anblick dieses imposanten Bauwerks noch immer so etwas wie einen heiligen Schauer ein. Im zwölften Jahrhundert war die Kathedrale errichtet worden. Ihre beiden unterschiedlichen Türme stachen wie ausgestreckte Ärmel in den Himmel, und dieses sakrale Bauwerk zählte zu den frühesten Werken der gotischen Architektur, die damals die romanische Bauweise abgelöst hatte. Die Kathedrale stand da wie eine Trutzburg, sie hatte bisher auch den schlimmsten Stürmen standgehalten.

Immer wenn Marie die Kathedrale in einem bestimmten Licht sah, kriegte sie eine Gänsehaut. Das war auch jetzt so. Für einen Moment vergaß sie die Unbillen des Wetters, sie ging in direkter Linie auf die Kathedrale zu, über der ein grauer, scharf konturierter Himmelsausschnitt schwebte.

An diesem Abend überkam Marie Avide beim Anblick des Bauwerks ein heftiger Schauer. Es war plötzlich eine tiefe Angst in ihr, die sie sonst nie gespürt hatte. Vor ihren Augen schien die Kirche zu tanzen. Die beiden spitzen Türme schwangen wie TV-Antennen von einer Seite zur anderen, Schatten umflogen das Bauwerk als lange Schlangen, und die manchmal unheimlich wirkenden Figuren an den verschiedenen Seiten der Kathedrale waren erwacht wie böse Teufel.

»Nein, nein!«, keuchte die Frau. »Das ist… das ist ein Haus Gottes, nicht des Teufels …« Der Wind riss ihr die Worte vom Mund. Sie blieb stehen, drehte den Kopf zur Seite und kriegte einen heftigen Sturmstoß in den Nacken.

Marie wollte über sich selbst lachen, erschrak zutiefst, als dann hinter ihr eine Hupe ertönte.

Sie sprang mit einem Satz zur Seite, schaute dabei über ihre Schulter und sah in das Scheinwerferlicht eines Lieferwagens, der dann an ihr

vorbeifuhr. Sie konnte dem Fahrer wegen der Huperei keinen Vorwurf machen, weil sie ja mitten auf der Straße stehen geblieben war.

Sie sah noch, wie der Mann ihr den Vogel zeigte, dann glitt das Fahrzeug in die Düsternis der Straße und bog vor der Kathedrale nach rechts ab.

Für Marie Avide war die eigene Stadt fremd geworden. Wie ein großer Baukasten, in dem jemand beliebig die Klötze verstellte und auch für bestimmte Witterungsverhältnisse sorgte, ohne dabei auf die Menschen Rücksicht zu nehmen.

Vergleiche wie ein Spielball des Unheils kamen ihr in den Sinn.

Sie fühlte sich bedroht, nicht allein vom Wetter, auch die Umgebung stieß sie einfach ab. Marie drehte sich auf der Stelle.

Der Wind war für einen Moment eingeschlafen. Erst jetzt holte sie bewusst Atem und lauschte dem eigenen Keuchen. Sie fühlte sich erschöpft und war nass geschwitzt, sie sehnte sich nach einer Dusche, die aber konnte sie nur zu Hause nehmen, dort musste sie so schnell wie möglich hin.

Die Kathedrale lag als düstere Kulisse vor ihr. Schatten umtanzten sie wieder. Der Himmel war dunkel, die Wolken wirbelten, die große Kirche hatte sich der Umgebung angepasst, sie flößte der auf sie zugehenden Frau kein Vertrauen mehr ein, dafür Angst.

Die Kathedrale gehörte sowieso nicht zu den hellen Gebäuden, in ihrem Innern blieb es oft dunkel. Da sickerte das Licht nur in bestimmten Winkeln durch die mit Motiven der christlichen Mystik versehenen Fenster, aber daran hatten sich die Bewohner und auch die Besucher gewöhnt.

Wieder erwischte sie der Sturm.

Machtvoll jagte er gegen sie, als Marie Avide die schützende Häuserzeile verlassen und den Platz vor der Kathedrale betreten hatte.

Hier tobten die Elemente. Hier schrie und heulte der Wind. Hier wuchtete er gegen die Mauern des Gebäudes, und die Frau fühlte sich wie ein Spielball. Wegen der Böen bewegte sie sich nur taumelnd weiter. Immer wieder bekam sie die Schläge des Sturms ab, sie flüchtete, hielt ihren Schirm umklammert, und dann öffnete der Himmel von einem Augenblick zum anderen seine Schleusen.

Gleichzeitig brach das Gewitter los. Grelle Blitze und gewaltige Donner schienen die gesamte Stadt aus den Fugen zu reißen.

Der Wind war einfach zu stark. Marie kämpfte dagegen an. Er griff nach dem Schirm, den sie nicht aufspannen konnte. Immer wieder wuchtete der Sturm mit seinen gewaltigen Armen hinein, und sie konnte ihn nicht mehr halten. Er wurde ihr aus den Händen gerissen. Es hatte keinen Sinn, wenn sie noch an ihm festhielt. Sie flüchtete quer über den Platz, um in den Schatten der Kathedrale zu gelangen, begleitet von hellen Speeren und dumpf grollenden

Donnergeräuschen, als wäre die große Kirche dabei, auseinander zu fallen.

Das aber würde nicht geschehen. In all den Jahrhunderten hatte der mächtige Dom allen Stürmen und Unwettern getrotzt, auch jetzt konnte ihn nichts zerstören.

Sie war nass bis auf die Haut. Der Regen hatte die gesamte Umgebung verändert. Chartres war in einem Schleier versunken. Der Regen raste in dichten Bahnen zur Erde, er nahm die Sicht, und so hatte Marie das Gefühl, durch einen Tunnel zu gehen.

Noch immer blieb sie dicht an der Kathedrale, doch die Wände gaben ihr nicht den Schutz, den sie erhofft hatten. Im Gegenteil, sie bedrohten sie, sie fürchtete sich vor diesem gewaltigen Bauwerk, das keinen Trost mehr spendete, und Marie Avide hatte einfach den Eindruck, dass es nicht allein am Unwetter lag. Das musste andere, tiefere Gründe haben, und gerade jetzt dachte sie wieder an ihren Mann, der nicht weit von hier von einem herabfallenden Stein erschlagen worden war.

Eine Hand hatte sich von einer Figur gelöst.

Und die Figuren befanden sich auch in ihrer Nähe. Man nannte sie oft Säulenheilige, sie standen außen und innen, erstere verwitterten, die anderen wurden gepflegt.

Unwillkürlich schaute Marie in die Höhe. Der Regen peitschte gegen sie und auch gegen die Figuren, die in seinen Schleiern verschwammen oder einfach wegtauchten.

Es war einfach eine andere Welt geworden. Das Grauen hatte sich festgesetzt, hier herrschten schlimme Mächte, die Hölle wollte den Menschen zeigen, wie mächtig sie war.

Mein Gott, welche Gedanken sind das! Sie erschrak darüber selbst, ein Schauer huschte über ihren Rücken. Wie konnte sie das nur… wie war das möglich? Marie dachte nur mehr in Fragmenten. Auf einmal war alles anders geworden. Sie schaute hoch, als sich über ihr etwas bewegte.

In der Nähe eines Seitenportals, aber nicht darüber. Säulen klammerten sich an das Mauerwerk fest, sie ragten hoch, und auf ihren Sockeln standen die Gestalten mit ihren mächtigen Körpern, Sie waren einfach furchtbar, Riesen und doch keine Riesen, Götzen, Monstren, natürlich auch Heilige.

Marie Avide blieb stehen, als hätten sie hart gewordene Schatten aufgehalten. Etwas schwebte über ihr, vor dem sie Angst hatte. Nie war dieses Gefühl über sie gekommen. Bon, in der Dunkelheit hatte sie sich manchmal vor den Figuren etwas gefürchtet, doch ein Vergleich zu dieser jetzigen Furcht war das nicht.

Bewegten sich die Figuren? Lauerten sie auf einen bestimmten Zeitpunkt, um sich lösen zu können?

Der Regen fiel dicht, der Regen verwischte manches, und das Wasser klatschte wie ein Sturzbach auch über ihr Gesicht. Es rann in die Augen, es sorgte dafür, dass vieles verschwamm, selbst das Mauerwerk schien an ihr vorbeizurinnen.

Einbildung, nichts als Einbildung hämmerte sie sich ein.

Oder doch nicht?

Wieso glühten plötzlich die Augen in den steinernen Gesichtern?

Was war da anders? Hörte sie nicht ferne Schreie oder musste sie dem Heulen des Sturms Tribut zollen?

Sie wusste es nicht, alles war so verkehrt gelaufen. Sie stand in der normalen Welt, und Marie lief weg, ohne dass es ihr richtig bewusst wurde. Tausend Geräusche hüllten sie ein. Jaulen, Schreien, Donnern und auch Klagen.

Dass sie den Schirm verlor, merkte sie nicht. Die Augen in ihrem hässlichen Rot brannten noch in ihre Gedanken hinein. Nichts anderes sah sie als die verdammten Augen. Böse Blicke, gefährliche Löcher, Hass und Abscheu waren ihr entgegengeflutet, und sie hörte sich selbst schreien.

Marie glitt auf dem nassen Pflaster aus. Sie fiel hin, raffte sich wieder auf, hetzte weiter, gejagt von grauen Regenschleiern, und die Tropfen hämmerten gegen sie, trieben die Frau noch weiter voran.

Niemand war da.

Und doch sah sie die Schatten in ihrer Umgebung. Sie tanzten, sie huschten und bewegten sich, sie griffen nach ihr wie mit langen, nassen Händen, und Marie wusste nicht einmal genau, wohin sie überhaupt lief. Manchmal prallte sie auch mit der Schulter gegen irgendwelche Hindernisse, was sie kaum merkte.

Die Angst peitschte sie vor – und genau in die Arme eines Mannes hinein.

Wo er so plötzlich hergekommen war, wusste sie nicht. Aber er hatte vor ihr gestanden und fing sie auf. Sie hörte die beruhigende Männerstimme. Marie wurde zur Seite gezogen, die nächsten Sekunden verschwanden nicht mehr aus ihrer Erinnerung, aber sie stellte fest, dass es plötzlich nicht mehr regnete.

Die Stimme ließ sich nicht stoppen. Sie flutete hinein in das Kissen ihrer Erinnerung, und Marie wurde allmählich klar, dass sie die Stimme schon gehört hatte. Dieses etwas raue Organ war ihr nichtfremd, auch das Gesicht nicht, das sich nur allmählich vor ihren Augen hervorschälte.

Ein Männergesicht.

»Du…?«

»Ja, ich…«

Marie senkte den Kopf. Erst jetzt fiel ihr auf, dass sie an einem Tisch hockte. Unter ihr spürte sie die harte Sitzfläche eines Stuhls.

Das Wasser rann ihr aus der Kleidung, es bildete kleine Lachen um ihren Sitzplatz, und sie stellte fest, dass auf ihrem Körper ein leichtes Gewicht lag. Es hatte sich verteilt, weil der Mann ihr eine Decke umgehängt hatte.

»He, erkennst du mich nicht?«

Sie hob den Kopf.

Der Mann lächelte sie an. Sein Mund war breit, die Wangen wie immer etwas rosig. Das war Cocard, der Küster.

»Du…?«

»Ja, ich, Marie. Himmel, was ist mit dir los?«

»Weiß nicht«, flüsterte sie mit Zitterlippen.

»Du bist mir plötzlich in die Arme gelaufen. Ich öffnete eines der kleinen Seitenportale und wollte nachsehen, na ja, und da bist du mir genau in die Arme gelaufen. Du bist dabei so anders gewesen, Marie.«

»Wie denn?«

»Sage ich dir gleich. Erst hole ich dir mal einen Cognac, der wird dir schmecken und gut tun.«

Sie nickte, ohne es so zu meinen. Wie eine Puppe saß sie am Tisch, die Arme auf die Platte gelegt, die Hände gefaltet. Ihr Blick war ins Leere gerichtet. Gedanken und Erinnerungen wühlten sie auf. Hinter ihrer Stirn schmerzte es. Sie musste für einen Moment die Augen schließen und sich ganz sich selbst überlassen.

Das klappte nicht. Es war unmöglich, auch nur den Ansatz der Entspannung zu finden, zudem störten sie die Trittgeräusche des zurückkehrenden Küsters bei ihren Gedanken. Er erschien an ihrer rechten Seite und stellte ihr das Glas hin.

»Da, trink.«

Marie schaute hin. Der Küster hatte es gut mit ihr gemeint und ihr den Schwenker zu einem Drittel gefüllt. »So viel kann ich nicht«, sagte sie leise.

»Dann lässt du den Rest stehen.«

»Ja.« Zwischen beide Hände musste Marie das Glas nehmen Sie zitterte immer noch und dies nicht nur vor Kälte, sondern auch in der Erinnerung an das Erlebte.

Der Küster hatte sich ebenfalls einen Platz am Tisch gesucht. Er saß ihr gegenüber und beobachtete, wie sein Schützling in kleinen, vorsichtigen Schlucken trank. Der Raum hier war sehr schlicht eingerichtet. Ein Tisch, drei Stühle, ein Schrank, zwei Kreuze an den Wänden und noch eine kleine elektronische Orgel zum Üben, das war alles.

Cocard, der Küster, war in Ehren ergraut. Er hatte Lebenserfahrung sammeln können. Zudem kannte er beinahe jeden in der Stadt, doch was er hier sah, gefiel ihm überhaupt nicht. Es hing mit Marie Avide zusammen, die er so nie erlebt hatte. Sie war mit den Nerven am

Ende. Was da an Tropfen über ihr Gesicht lief, stammte nicht mehr vom Regen, es waren Tränen, die aus den Augen quollen. Am Cognac konnte es sicherlich nicht liegen, er gehörte zu der weichen Sorte. Marie musste etwas Schreckliches erlebt haben, sonst wäre sie nicht wie eine Flüchtende in seine Arme gelaufen. Sie ließ das Glas los, schaute Cocard über den Tisch hinweg an und fragte plötzlich: »Glaubst du an Gespenster?«

Der Küster wollte lachen. Eine dumme Frage, dachte er, aber das Gesicht der Frau war einfach zu ernst. Die Frage hatte ihn zudem aus dem Konzept gebracht, er malte mit dem Zeigefinger Figuren auf den Tisch. »Nein, ich glaube nicht an Gespenster.«

»Aber ich!«, erklärte Marie Avide.

***

Der Küster hatte sich über die Härte in der Stimme und deshalb auch über die Festigkeit der Antwort gewundert. Er kam damit eigentlich nicht zurecht, schluckte einige Male, suchte verzweifelt nach einer Antwort, aber sein Gehirn war leer.

»Da staunst du, wie?«.

»Ja, Marie, ja…« Der Damm war gebrochen. »Da staune ich wirklich. Das ist für mich kaum vorstellbar.« Er hob die Arme.

»Gespenster, Himmel, so etwas ist doch unmöglich. Die gibt es nur in irgendwelchen Geschichten.«

Marie hob die Schultern. »Vielleicht. Ich kann dich auch etwas anderes fragen.«

»Bitte.«

Zuerst musste sie niesen. Wie eine Explosion drang es aus ihr hervor. Sie schüttelte sich dabei und wischte dann über die Augen.

Dann hatte sie sich wieder gefangen. »Oder an Dämonen? Glaubst du an Dämonen, Cocard?«

»Hör auf.«

»Warum?«

Er schüttelte den Kopf. Der Küster war gläubig. Alles, was sich dem entgegenstellte, stemmte er weit von sich. »Du solltest dich nicht versündigen, Marie.«

»Das will ich auch nicht. Glaub mir, es ist schrecklich, aber ich habe dich das fragen müssen.«

»Warum denn?«

»Weil ich daran glaube.«

»Das ist doch…«, er winkte ab.

»Ich habe sie gesehen, Cocard!«

Der Küster versteinerte. »Gesehen, sagst du!«, flüsterte er nach einer Weile und schaute auf das über der Tür hängende Holzkreuz, als könnte es ihm in dieser Lage helfen. »Wo hast du sie denn gesehen?«

»Heute, als ich auf dem Weg nach Hause war. Da habe ich sie entdeckt. Du musst mir glauben.«

»Wo denn?«

»Hier.«

»Ach, du…«

»Lass mich ausreden!«, flüsterte sie scharf über den Tisch hinweg und legte eine kleine Pause ein, um den Tropfen zu lauschen, die gegen die Fensterscheibe trommelten. »Ich habe sie auf dem Weg gesehen, verstehst du das?« Marie redete sofort weiter und sagte nur einen Satz. »An der Kirche!«

Cocard öffnete den Mund. Eine scharfe Erwiderung lag ihm auf der Zunge. Er wollte Marie in die Schranken weisen, aber der Mund blieb offen, ohne dass er ein Wort gesagt hatte.

Dafür nickte Marie, und sie trank auch wieder einen Schluck.

»Ich habe sie hier an der Kathedrale gesehen. Die Figuren, verstehst du, Cocard? Sie waren nicht mehr tot. Sie lebten plötzlich. Ich sah in ihren Augen ein furchtbares Glühen. Rot wie das Feuer der Hölle. Das musst du mir einfach glauben.«

»Figuren, he?«

»So ist es gewesen.«

»Marie.« Er schlug mit der Faust auf den Tisch. »Du hast dir da etwas eingebildet. Bei dem Wetter kein Wunder. Das sind Steinfiguren, okay, aber keine…«

»Doch, sie lebten.«

»Und wie, wenn ich fragen darf?«

»Ihre Augen«, flüsterte Marie. »Ja, es waren ihre Augen, in denen ich das Leben entdeckte. Furchtbar, kann ich dir sagen. Ich möchte sie nicht noch einmal sehen. Durch den Regenschleier sahen sie verwaschen aus, aber ich habe mich nicht geirrt. Die Dämonen waren da. Die bösen Geister steckten in den Figuren. Sie sind doch nicht alle heilig, die da auf den Säulen stehen.«

»Nichts ist heilig in dem Sinne. Sie symbolisieren eben nur die Heiligen oder Seligen. Auch die Mutter Maria ist oft zu sehen, aber das weißt du selbst.«

Marie schob ihr Glas nach vorn und beugte sich ebenfalls vor.

»Aber nicht alle sind heilig, Cocard, das weißt du selbst sehr genau. Oder irre ich mich da?«

»Nein, sicherlich nicht.«

»Eben. Und die nicht heiligen Figuren lebten. Ich habe es gesehen. Ihre Augen glühten. Sie kamen mir vor, als wollten sie jeden Augenblick ihre Plätze verlassen, um sich in dieses Unwetter hineinzuwerfen.«

Cocard rieb seine Knollennase. »Das ist doch alles nicht wahr, Marie. Das hast du dir eingebildet. Seit Hunderten von Jahren hat sich da

nichts getan, und wenn du an den Unfall denkst, den dein Mann erlitten hat, ja, dann war es ein Unfall. Nicht mehr und nicht weniger. In dieser Zeit geschieht vieles. Die Umwelt ist kaputt. Schadstoffe zerstören die alten Denkmäler, auch unsere Kathedrale bleibt davon nicht verschont. Das müsstest du doch wissen.«

»Stimmt alles. Nur hat diese Zerstörung nichts mit den roten Augen zu tun.«

»Und du glaubst fest daran, sie gesehen zu haben? Du hast dich also nicht geirrt?«

»So ist es.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich kann es dir nicht ausreden, meine Liebe. Ich kann es einfach nicht, aber ich kann dir einen Rat geben. Wenn du zu Hause bist, dann leg dich ins Bett und versuche so tief wie möglich zu schlafen. Nach einer Nacht und am anderen Morgen sieht die Welt schon ganz anders aus.«

»Meinst du?«

»Das sagen auch andere.« Marie wischte letzte Tränen aus ihren Augen. Sie beobachtete den Mann, in dessen Gesicht sich nichts regte. Nicht ein Muskel zuckte dort, und dann schüttelte sie sehr langsam den Kopf. »Nein, Cocard, du irrst dich. Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen. Es sind Tatsachen und keine Hirngespinste. Ich kann schwören, dass ich die Figuren sah.«

»Klar, die Figuren schon.«

»Auch die lebenden Augen.« Cocard hob die Schultern. Er war mit seinem Latein am Ende und wusste nicht mehr, was er sagen sollte. Diese Person vor ihm war einfach nicht davon zu überzeugen, dass sie sich geirrt hatte. Er gab zu, dass die Kathedrale manchen Menschen unheimlich vorkam, aber Dämonen in diesen Figuren zu sehen, das kam auf keinen Fall hin. Es waren sehr viele dieser Menschen in Stein abgebildet worden, der Küster kannte sie nicht alle, doch Dämonen waren eigentlich nicht darunter.

Sie stand auf, nahm die Decke von ihrer Schulter und faltete sie zusammen. »Danke für den Cognac. Der Regen hat aufgehört. Ich werde jetzt nach Hause gehen.«

»Richtig, Marie, und schlafen.«

»Denkst du, das könnte ich.«

Der Küster schob seinen Stuhl zurück. »Warum denn nicht? Du musst es nur wollen.«

»Wenn du das gesehen hättest, was ich gesehen habe, würdest du anders darüber denken.«

»Mag sein, aber…«

Sie ging einen Schritt auf den Mann zu. »Weißt du was, Cocard?«

Er schüttelte den Kopf.

»Es wird etwas auf uns zukommen In dieser Stadt lauert was

Schlimmes, für das ich noch keinen Namen gefunden habe. Aber es gibt ihn, ich würde es als das Böse bezeichnen. Ja, hier lauert der Teufel mit seinen Vasallen.«

»Meinst du?«

Sie nickte.

»Soll ich es weitererzählen?«

»Das überlasse ich dir, Cocard. Vielleicht wäre es besser. Dann kann später niemand sagen, er hätte es nicht gewusst. Das Verhängnis wird über uns hereinbrechen, wenn wir nicht sehr, sehr vorsichtig sind und die Augen offen halten.«

Cocard schwieg. Er brachte seinen Gast noch bis zur Tür. Es hatte tatsächlich aufgehört zu regnen, auch hatte sich das Gewitter verzogen. Nur mehr ein scharfer Wind pfiff durch die Straßen und über den großen Platz vor der Kathedrale. Der Himmel war dunkel, die Luft regenklar.

Der Küster schaute Marie Avide nach. Er wunderte sich darüber, dass er nicht lachen konnte. Kein spöttisches Grinsen umkräuselte seine Lippen. Die Berichte der Frau hatten auch bei ihm einen nicht geringen Eindruck hinterlassen. In seinem Innern spürte er ein bedrückendes Gefühl des Unbehagens…

***

Das Kreuz hatte versagt, das Orakel nicht!

Für mich bedeutete es eine schwere Enttäuschung, dass selbst eine Aktivierung meines Talismans nichts hatte ausrichten können, aber ich musste mich, ebenso wie Bill Conolly und Suko den Tatsachen stellen, dass wir hier in einen Kreis hineingeraten waren, in dem andere Gesetze herrschten.

Dabei standen wir kurz vor dem Ziel. Und das wiederum lag in den unterirdischen Kavernen eines uralten Klosters aus vorchristlicher Zeit. Wer immer hier gelebt hatte, der hatte genau gewusst um die verschiedenen Mächte, er kannte Gut und Böse, und er hatte auch Bescheid gewusst, um eines der größten Rätsel der Menschheitsgeschichte, um die geheimnisvolle Bundeslade.

Sie wollten wir finden, um sie als Waffe gegen die Kreaturen der Finsternis einzusetzen.

Es war ein langer Weg gewesen, der schließlich sein Ende in dieser unterirdischen Welt gefunden hatte, in der es auch die rätselhafte Wand gab, die uns den endgültigen Hinweis hatte geben sollen.

Sie hatte es bisher nicht getan. Sie war blass geblieben. Sogar als Suko ihren Hüter oder Wächter, einen Uralt-Zombie, durch die Schläge seiner Dämonenpeitsche vernichtet hatte. Niemand, konnte uns jetzt aufhalten.

Dann hatte mein Kreuz versagt. Die Wand hatte seine magische Kraft

einfach nicht angenommen. Unsere Enttäuschung war sehr groß gewesen, doch das alles schien nun ein Ende zu haben, denn unser Freund Suko hatte einen neuen Versuch gestartet.

Nicht mit meinem Kreuz, sondern mit einem Gegenstand, den er von einem kürzlich verstorbenen Wissenschaftler bekommen hatte.

Es war das mysteriöse Orakel.

Ein kreisrundes, glänzendes Stück. Ob aus Gold oder nicht, das wusste ich nicht. Es war auch egal, nur der Erfolg zählte letztendlich, und ich hoffte, dass Suko ihn uns brachte.

Er hatte nicht viel gesagt, als mein Kreuz den Weg nicht freibekam. Er hatte sein Orakel hervorgeholt und war die wenigen Schritte bis zur Wand gegangen, davor stehen geblieben und hatte das Orakel einfach nur in der Hand gehalten.

Es schien zu klappen.

Wo immer die Schatten herkamen, ob aus der Tiefe der Wand oder aus irgendwelchen geheimnisvollen Dimensionen rissen, sie waren jedenfalls nicht zu übersehen, denn sie zeichneten sich auf dem helleren Gemäuer sogar in einer verhältnismäßig starken Deutlichkeit ab. Wir mussten hinschauen und standen wie unter Strom. Den Umrissen nach konnte es sich um Menschen handeln.

Die Spannung glitt allmählich dem Siedepunkt entgegen.

Schweiß lag auf meinem Nacken. Ich hörte das eigene Herz überlaut schlagen, denn ich wusste, dass uns die Wand nicht im Stich lassen würde. Wie oft hatte ich darüber nachgedacht, welches Geheimnis sie beinhalten könnte. So sehr sich die Gedanken auch gedreht hatten, ich war einfach zu keinem Ergebnis gekommen.

Nichts wusste ich, gar nichts… Und jetzt?

Es fiel mir schwer, meinen Kopf zu drehen und Bill Conolly anzuschauen. Er stand ebenfalls auf der Stelle, als hätte man ihn dort festgeleimt. Über sein staubiges Gesicht rannen Schweißbäche.

In den Augen lag ein fiebriger Ausdruck, auch Bill war voll und ganz in die Magie dieser Vorgänge hineingezogen worden, und nur Suko schien sehr ruhig und abgeklärt zu sein.

Er stand vor der Mauer und wandte uns den Rücken zu. Im klaren Licht des brennenden Öls sah er wie ein Scherenschnitt aus.

Den linken Arm hielt er locker am Körper nach unten gesenkt, den rechten hatte er angewinkelt. Diese Hand präsentierte das Orakel.

Aus ihm drang die Kraft gegen die Wand und holte das zurück, was sich mir und meinem Kreuz nicht hatte zeigen wollen.

Suko gab keinen Kommentar ab. Wir sahen, was auch er mitbekam. Plötzlich »lebte« die Wand.

Bilder von einer gewaltigen Fülle drangen auf uns ein. Sie waren in Pastelltönen gehalten. Welche Zeichnungen, vergleichbar einem Film, der vor uns ablief. Die Mauer war zur Leinwand geworden, und wir

sahen, so ungewöhnlich es sich auch anhörte, einen Film aus der Vergangenheit.

Keinen der alten Hollywood-Schinken in den mächtigen Kulissen, das hier war eine Tatsache. Zwar längst vergangen, aber für uns wieder präsent, denn der Begriff Zeit spielte auf einmal keine Rolle mehr. Die Vergangenheit wollte uns zeigen, was für die Zukunft wichtig war.

Das Bild zeigte Berge im Hintergrund. Braun und verbrannt. Es zeigte eine Wüstenfläche, auch Gebäude oder irgendwelche Kultstätten.

Wir sahen Menschen, die sich in einem Schneckenhaft langsamen Tempo bewegten, aber wir hörten keinen einzigen Laut. Vor uns lief ein gewaltiger Stummfilm ab. Wir sahen Szenen aus vorchristlicher Zeit.

Es ging im Endeffekt um die Bundeslade. Obwohl es keiner von uns in den letzten Sekunden ausgesprochen hatte, hofften wir doch, dass wir sie sehen oder zumindest einen Hinweis auf sie kriegen konnten.

Noch war davon nichts zu bemerken. Das Leben nahm seinen normalen Gang. Hin und wieder zitterte das Bild, und dann schob sich jedes Mal wie ein Schatten ein zweites darüber.

Ohne Motiv?

Nein, es war etwas zu sehen Eine große Gestalt, düster, dunkel, aber ohne Einzelheiten. Sie schwebte in das Bild hinein, und sie schien auch bewaffnet zu sein.

Dann war sie wieder verschwunden.

Das normale Bild kehrte zurück, auch mit dem normalen Leben, das so gar nichts Dämonisches an sich hatte. Wir sahen eine Ansiedlung inmitten einer öden Stein- oder Wüstengegend, über der die Sonne thronte. Eine menschenfeindliche Gegend, aber das war schon immer im Orient der Fall gewesen. Die Sommer waren einfach zu lang und zu heiß. Es gab zu wenig Wasser, und auch hier entdeckten wir nur einen Brunnen, aus dem die Frauen Wasser schöpften.

»Schau dir mal die Menschen an«, wisperte Bill mir zu. »Sieh genau hin.«

»Ja, habe ich.«

»Sie haben eine dunkle Hautfarbe. Ich würde sagen, dunkler als normale Araber.«

»Kommt hin.«

»Denkst du das gleiche wie ich?«

»Das glaube ich schon. Wir befinden uns in Äthiopien.«

»Richtig. Salomon, Saba und so weiter…«

Und so weiter interessierte mich am meisten. Denn ich hatte den Eindruck, nicht allzu weit von der Lösung des gewaltigen Rätsels entfernt zu sein. Alten Legenden zufolge sollte sich die Bundeslade irgendwo im Süden befinden.

Äthiopien lag eben südlich…

War sie dort? Befand sie sich an einer bestimmten Steife, die wir auch auf der Wand sahen?

Das wäre schon einem kleinen Wunder gleichgekommen, und ich konnte uns nur die Daumen drücken. Gleichzeitig aber war in mir auch das böse Gefühl, es nicht zu schaffen. Man schuf uns hier die Vergangenheit, um uns zu zeigen, wie schwach wir waren.

Weshalb hatten die Kreaturen der Finsternis und die mächtigen Erzdämonen samt ihrer Helfer versucht, uns den Weg zu erschweren? Sie hatten uns töten wollen, nur um zu verhindern, dass wir die Lade fanden.

Die Lade!

Meine Gedanken konnten sich nur um sie drehen. Dieses Heiligtum der Jugend, das zwischen dem zehnten und dem sechsten Jahrhundert vor Christi verschwunden war, wie die alten Überlieferungen aussagten. Es war von seinem Platz im Tempel weggeschafft worden wohin, das wusste niemand. Es gab auch keinen Widerhall in den alten Schriften. Sie war aber längst nicht mehr in Jerusalem, als die Stadt im Jahre 587 vor Christus von Nebukadnezar II zerstört worden war.

Auch im zweiten Tempel, der auf den Trümmern des ersten aufgebaut worden war, als die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehrten, hatte es sie nicht gegeben, um diese Zeit aber war mein Kreuz entstanden, das Hesekiel in weiser Voraussicht auf die zukünftigen Ereignisse geschaffen hatte.

Nach dem Raub der Lade…

Man glaubte auch nicht daran, dass die Lade den Babyloniern in die Hände gefallen war, die Bundeslade war einfach weg, und niemand wusste bis heute, wohin sie geschafft worden war und ob sie überhaupt noch existierte. Allerdings stellte sich eine Frage, und um Sie rankten sich abermals geheimnisvolle Erklärungen.

Es ging da um eine Person namens Melenik. Der Sohn, der aus der Verbindung zwischen der Königin von Saba und dem König Salomon entstanden war, als die Königin auf Besuch in Jerusalem den mächtigen Herrscher kennen gelernt hatte. Man schob in einer alten Geschichte Melenik den Raub in die Schuhe. Was daran genau stimmt, das wusste keiner.

Ich hätte sie für mein Leben gern zu Gesicht bekommen. Ich wusste ja, wie sie aussah, nicht nur aus dem Indiana-Jones-Film, wo man sie gut kopiert hatte, es gab auch noch alte Überlieferungen, die von einer hölzernen Truhe berichteten, innen und außen mit purem Gold beschlagen. Die Figuren zweier geflügelter Cherubinen überragten, die Gesichter einander zugewandt, den Deckel der Truhe.

Alttestamentarische Quellen sprachen davon, dass die Lade sehr mächtig war. Stärker als tausend Feuer, dass sie in flammendes Licht

getaucht war, von dem schwere Verbrennungen ausgingen.

Dass sie Landschaften zerstören, Berge dem Erdboden gleichmachen, Städte in Schutt und Asche legen und große Armeen vernichten konnte. Als Waffe konnte sie gegen die Kreaturen der Finsternis und die Erzdämonen eingesetzt werden, das heißt, gegen das Böse an sich.

Als König Salomon den ersten Tempel erbauen ließ, da hatte er es nur getan, um eine Heimstätte für die Bundeslade zu schaffen.

Soweit die Geschichte, die mir immer wieder durch den Kopf ging. Aber was passierte nach diesen Dingen? Wer hatte sie geraubt? War es wirklich Melenik gewesen?

Wenn ja, was war er für ein Mensch gewesen? Hatte er sich dem Guten oder der anderen Seite zugewandt. Jedenfalls war er aus Israel verschwunden und nach Süden gewandert.

Mit der Lade, die er dann eventuell seiner Mutter, der Königin von Saba, überlassen hatte?

Ich tendierte irgendwie zu dieser Möglichkeit hin, obwohl sie auch nur eine Legende war, die von einem portugiesischen Mönch stammte. Man wusste einfach zu wenig über diesen Melenik. Doch ich konnte mir vorstellen, dass er nicht gerade gottesfürchtig gewesen war.

Möglicherweise schaffte es die Wand ja, einen Teil dieses Rätsels zu lösen. Dass sie uns nicht dir volle Aufklärung darüber geben würde, war mir längst klar. Ich war auch zufrieden, wenn ich nur Schritt für Schritt vorankam.

Also abwarten und sich darauf verlassen, dass Sukos Orakel uns den Weg wies. Die Szenen auf der Wand hatten sich ein wenig normalisiert. Sie verblassten nicht mehr, sie zitterten auch nicht, die Menschen waren geblieben, sie gingen weiterhin ihren Tätigkeiten nach, und einige von ihnen verschwanden immer wieder mal in einem kastenartigen Gebäude, das auf mich wie ein Kloster wirkte.

Okay, ich konnte mich täuschen, doch die Männer, die ich an den Eingängen sah, trugen sehr lange und auch festlich erscheinende Gewänder, als wären sie Mönche, die in den Mauern des Klosters Zuflucht gesucht hatten.

Es gab verschieden hohe Eingänge. Die höheren waren nur über Leitern zu erreichen, und in einige konnte ich hineinschauen, ohne etwas zu erkennen, da es einfach zu dunkel war.

»Da stimmt etwas nicht.«

Bills Bemerkung hatte mich aus meinen Gedanken gerissen, und ich fragte nach. »Was nicht?«

»Die Atmosphäre.«

»Wie?«

»Die auf der Wand.« Erholte schnaufend Luft. »Kann es sein, John, dass sich dort eine Gefahr zusammenbraut?«

»Ich sehe nichts.«

»Dann beobachte bitte die Menschen. Schau sie dir an. Sie haben Angst, ja, sie bewegen sich so, als hätten sie Furcht vor irgendeinem Unheil, das sich ihnen nähert.«

»Kannst du dich genauer ausdrücken?«

»Nein, aber vielleicht Suko.«

Ich schlug Bills Warnungen nicht in den Wind, überlegte jedoch, ob ich Suko tatsächlich aus seiner schon meditativen Haltung hervorholen sollte.

Er hatte sich nicht bewegt, wahrscheinlich nahm der die Eindrücke viel intensiver auf als wir, und ich stimmte dem Vorschlag meines Freundes durch ein Nicken zu.

»Frag ihn, John.«

»Okay.«

Wir hatten so leise gesprochen, dass es gerade noch zu verstehen gewesen war. Ich wollte die andächtige Stille auf keinen Fall stören und bemühte mich deshalb, so leise wie möglich auf meinen Freund zuzugehen. Geräusche konnte ich trotzdem nicht vermeiden. Immer wieder knirschte Sand unter meinen Sohlen, aber ich trat zum Glück nicht in die bleichen Knochen der Ermordeten hinein.

Suko kümmerte sich nicht darum, auch wenn er sie gehört hatte.

Er war voll und ganz in den Anblick des Wandbildes vertieft, der bei ihm als eine Botschaft rüberkam. Bill und ich hatten diesen stummen Film schon sehr intensiv empfunden, aber Suko musste ihn regelrecht nacherleben.

Er tat nichts. Starr schaute er geradeaus. Völlig vertieft in diesen Anblick. Ich nahm mir vor, ihn nicht zu stören, ich wollte nur sein Gesicht sehen, um eventuell erkennen zu können, was er bei diesem Anblick empfand.

Urplötzlich ging ich nicht mehr weiter. Ich hatte mein Bein schon vorgeschoben gehabt, zog es jetzt rasch wieder zurück, denn was ich sah, war ungeheuer.

Suko hatte sich verändert.

Er war… er war … verdammt, er musste zu einem Teil des Orakels geworden sein, denn der goldene Schimmer hatte sich nicht nur auf seine rechte Hand gelegt, er war auch über den Körper gewandert und hatte auch sein Gesicht nicht verfehlt.

Suko trug eine hauchdünne Maske aus Gold.

Ich hielt den Atem an. Angst um meinen Freund spürte ich ebenfalls. In dieser Lage konnte ich ihm nicht helfen. Es wäre töricht gewesen, ihn anzusprechen.

Er bewegte die Lippen. Auch sie schimmerten im Gold des Orakels, und so wie Suko seinen Mund bewegte, kam er mir vor, als wäre er nur mehr körperlich hier. Sein Geist aber hatte sich auf Wanderschaft begeben und war unterwegs in anderen Zeiten und Landen.

Irgendwo in der Ferne, vom Körper getrennt, um alles genau mitzuerleben. Die Lippen bewegten sich weiter. Sie brachten ein Wort hervor, dann ein nächstes, doch verstehen konnte ich nichts, denn er redete in einer fremden Sprache.

Obwohl ich nichts verstand, konzentrierte ich mich auf das Gesprochene, und das war auch gut so, denn er sprach leise einen Namen aus, der mir nicht unbekannt war.

»Melenik…«

***

Ich hielt für einen Moment die Luft an und hoffte stark, mich nicht geirrt zu haben. In einer Atmosphäre wie dieser konnten Wunschträume leicht zu einer Wahrheit werden, zudem hatte ich mich vorhin gedanklich mit Melenik beschäftigt.

Suko auch?

Wieder wisperte er den Namen, er betonte ihn besonders und schaute dabei starr auf die Wand.

Ein Zeichen dafür, dass diese Szene mit Melenik zu tun hatte.

Würden wir ihn zu Gesicht bekommen? So unwahrscheinlich war es nicht, sollte das Bild tatsächlich das Leben im alten Äthiopien zeigen.

Noch war auf der Wand nichts zu sehen. Bill aber hatte von einer Angst gesprochen, die die Menschen dort überfallen hatte. Wenn sich Suko um Melenik kümmerte, dann konnte diese Angst durchaus berechtigt sein, denn diese Gestalt war die große Unbekannte in meiner Rechnung. Ich stand dem Sohn König Salomons eher negativ gegenüber.

Plötzlich schossen mir ganz andere Gedanken durch den Kopf.

Ich lebte nicht zum erstenmal, ich hatte als Hector de Valois ein Leben als Templer geführt, auch als Richard Löwenherz, aber diese Erinnerung war sehr verblasst. Noch weiter zurück lag das Leben als Krieger Torkan, dazwischen aber hatte es noch eine Station gegeben.

Salomon!

Sollte ich Salomon gewesen sein? Man hatte mir mal Hinweise darauf gegeben, die allerdings nicht mehr deutlich und mehr spekulativ gewesen waren. Sollten sie stimmen und wollte ich alle sehr genau nehmen, dann hätte dieser Melenik auch indirekt mein Sohn sein können.

Eine schreckliche Vorstellung, die ich rasch aus meinem Gedächtnis verbannte und mich wieder auf die Realität konzentrierte, die sich in diesem unterirdischen Raum verdichtet hatte.

Das Bild auf der Wand war dunkler, auch bedrohlicher geworden. Es mochte an den grauen Schatten liegen, die über den Himmel zogen und das Licht der Sonne etwas verdüsterten.

Schatten schufen Schatten, die sich wie lange Decken über das Land

legten. Auch die Menschen wurden von ihnen erfasst. Sie warfen dem Himmel skeptische Blicke zu und auch den fernen Bergen, die jetzt noch düsterer wirkten.

Wind kam auf. Er hatte wie gewaltige Hände Staub und Sand in die Höhe geschaufelt und trieb sie als breite Fahnen vor sich her.

Das Bild gewann immer mehr an Düsternis, und es ging zudem eine andere Bedrohung von ihm aus, die man nicht als äußerlich bezeichnen konnte. Sie war mehr im Innern spürbar, auch für mich.

Suko sprach. »Melenik kommt!«

Ich zuckte nicht nur deshalb zusammen, weil er geredet hatte, sondern weil ich ihn jetzt verstand. Es waren nicht mehr die alten Worte aus seinem Mund gedrungen.

Ich sah eine Chance, mehr zu erfahren und fragte nach »Wer bitte, kommt, Suko?«

»Melenik.«

»Wer ist das?«

»Der Sohn.«

»Wessen Sohn?«

»Der Sohn des Königs.«

Meine Güte, er wusste Bescheid. Es war alles wunderbar gelaufen. Der Sohn des Königs war auf dem Weg in diese Gegend, die wir sahen, und wir würden sein Eintreffen miterleben.

Ich fragte weiter. »Wer ist seine Mutter? Hast du das auch erfahren können?«

»Ja, die Königin.«

»Die von Saba?«

»Ja. Sie reiste zum König nach Jerusalem und blieb lange. Dort gebar sie auch ihren Sohn…«

»Und was ist mit ihm geschehen?«

Der folgenden Antwort fieberte ich entgegen. »Er ist weg.«

»Sonst nichts?«

»Er ging…«

Meine Hoffnung brach zusammen. Da konnte dieser Melenik überall hingegangen sein. Wenn mir Suko keinen bestimmten Ort nannte, stand ich auf dem Schlauch. »Weißt du wirklich nicht, wohin er gegangen ist, Suko? Du hast ihn doch gekannt. Du weißt viel mehr. Kannst du mir nicht einen Hinweis geben?«

»Süden«, brachte er stockend hervor. »Er… er ging nach Süden. In das Land der dunklen Menschen. Man wollte ihn in Israel nicht mehr haben, deshalb machte er sich auf den Weg zu seiner Mutter, die ihn gern wieder aufnahm.«

»Ging er denn allein?«

»Nein, er nahm viel mit. Menschen, Beute und…«

»Auch die Bundeslade?«

Nach dieser Frage zuckte Sukos Mund, als würde er genau in diesem Moment Schmerzen erleiden. Wahrscheinlich hatte ich einen Punkt angesprochen, über den er nicht reden wollte oder konnte, denn etwas blockierte einfach sein Gehirn.

»Bitte, Suko, du weißt viel…«

»Ja!«

»Dann kannst du mir…«

Er unterbrach mich. »Das Orakel. Ich spüre seine Kraft in mir. Melenik kennt es, er nahm den großen Fluss, er ruderte allein, und die anderen folgten ihm.«

Ich dachte nach. Gedanken und Vermutungen wirbelten durch mein Gehirn. Der große Fluss, damit konnte der Nil gemeint sein.

Der Sohn König Salomons war also entgegen dieser mächtigen Strömung nach Süden gerudert, und dieses Motiv hatte auch die Kopfseite des Orakels gezeigt. Ich wusste jetzt, woher Suko sein Wissen hatte. Das Orakel hatte es tatsächlich geschafft, die Verbindung zwischen ihm und der Vergangenheit herzustellen und ihn so mit Informationen zu füttern. Diese Chance wollte ich mir nicht entgehen lassen und fragte ihn mit leiser und gleichzeitig beschwörender Stimme weiter. »Wenn du Melenik kennst, dann kannst du mir vielleicht mehr über ihn sagen.«

»Wieso?«

Ich kam sofort zum Thema. »Was ist er für ein Mensch? Wie stehst du zu ihm, Suko? Ist er gut, ist er böse, ist er den schwarzmagischen Kräften zugetan?«

Suko zitterte vor seiner nächsten Antwort. Die Furcht war ihm vom Gesicht abzulesen. »Er ist ein grausamer, ein sehr böser und kriegerischer Mensch. Er besitzt weder die Weisheit seines Vaters noch die Schönheit und Weltoffenheit seiner Mutter. Er hat sich den bösen Mächten angeschlossen. Das Orakel sagte es mir. Er kennt das Große und das Grausame…«

»Auch die Erzdämonen?«

»Ja, ja!«, keuchte Suko »Er hat ihnen gedient. Er hat sich in ihre Dienste gestellt. Er hat sie geliebt, sie und ihren Herrn. Er tat, was sie wollten.«

»Dann nahm er auch die Lade mit?«

Suko schwieg.

»Nahm er sie mit?«, keuchte ich, wobei ich Mühe hatte, nicht zu laut zu schreien. »Nahm er sie mit Suko – bitte!«

Mein Freund wollte reden. Er versuchte es. Er öffnete den Mund, er atmete ein, und es sah so aus, als hätte er einige Male angesetzt, um mir eine Antwort zu geben. Aber da war wieder die Sperre.

Dieses Thema war für ihn tabu, es war etwas, über das man nicht reden durfte. Hier berührten sich Glaube, Mystik, Legende und

Geschichte, und wir bewegten uns auf sehr dünnem Eis.

Ich schwitzte wie in einer Sauna. Die Luft hier unten kam mir noch modriger vor als sonst. Ich hoffte, noch immer vor einer Aufklärung zu stehen und vertraute darauf, dass Suko die Blockade endlich aufbrach.

Er quälte sich. Sein Gesicht war wie von einem irren Schmerz gezeichnet. Ich kriegte auch mit, dass seine rechte Hand zuckte, die er zur Faust geballt hatte.

Zwischen den Fingern quoll etwas hervor, das zunächst wie Honig aussah, doch es war das geschmolzene Metall des Orakels, das auf den Boden tropfte.

Das Orakel war zerstört!

Ich begriff das in diesem Augenblick, nur Suko hatte noch nicht reagiert. Nach wie vor stand er unter dem fremden Einfluss und musste sich auch meine Fragen gefallen lassen. »Wohin hat sich Melenik abgesetzt? Bitte, ich will es wissen.«

»Zu seiner Mutter, in ihr Reich.«

»Steht dort die Lade?«

»Glaube es…«

»In ihrem Palast?«

»Die Erzdämonen haben ihn geführt. Sie haben ihn so wunderbar gemacht. Die Welt hat ihn nicht vergessen. Es gibt Orte, wo du ihn sehen kannst. Denkmäler, eine Steinfigur. Melenik, seine Mutter, all die anderen auch, Maria und die Lade, sie…« Suko riss weit den Mund auf. Jetzt löste sich ein gewaltiger Schrei.

Mein Freund zuckte, als wäre er von harten Stromstößen durchtost worden. Er hatte den Kopf zurückgedrückt, er glotzte gegen die Decke, und seine rechte Hand zuckte. Sie war mal offen, schloss sich anschließend wieder zur Faust, während Suko dabei war, mit dem Gleichgewicht zu kämpfen und ich hineilen musste, um ihn abzufangen. Er sollte nicht auf den Rücken fallen und sich verletzen.

Ich hielt ihn. Ein schwerer Mann, der zitterte, der Angst hatte, der zurück wollte. Bill unterstützte mich längst, auch er hatte Sukos Erklärungen gehört und war ebenso davon überrascht wie ich.

Wir setzten das zitternde Bündel Suko nieder und hatten für die Wand zunächst keinen Blick mehr.

Suko jammerte. Er brachte mühsam seinen rechten Arm in die Höhe, weil er sich seine Hand anschauen wollte. Zitternd öffnete er die Faust und streckte die Finger.

Ich rechnete damit, dass sein Fleisch verbrannt war und ich unter der goldenen Schicht nur noch eine blutige Masse finden würde, zum Glück traf dies aber nicht zu.

Genau dort, wo die goldene Masse hinabrann, schimmerte auch wieder die normale Haut durch. Suko hatte seine Hand ausgestreckt,

die Finger berührten den Boden. Von dem einst runden Orakel war nichts mehr zurückgeblieben. Die flüssige Masse hatte sich auf dem Boden verteilt und war allmählich versickert.

Bill Conolly und ich schauten uns über Sukos Kopf hinweg an. Im Gesicht des Reporters zeichnete sich die Anstrengung ab. Auch bei ihm war zu erkennen, dass er gelitten hatte. Trotzdem sagte er.

»Das waren ja einige Neuigkeiten«

»Leider zu wenige.«

»Trotzdem, es sind Spuren da. Ich bin davon überzeugt, dass dieser Melenik die Bundeslade aus Israel herausgeschafft und sie nach Äthiopien, der Heimat seiner Mutter, mitgenommen hat.«

»Und wo finden wir sie dort?«

Bill hob die Schultern.

Genau das konnte ich auch tun, mehr nicht, denn trotz der Aussagen steckten wir in der Klemme. Es lief einfach noch zu wenig zusammen. Suko hätte noch durchhalten müssen, aber mit diesem Wort konnte ich leider nichts mehr anfangen.

Zwischen uns bewegte Suko seinen Kopf. Er schaute auf seine Hand, an der noch letzte Goldfäden hingen.

»Okay, wie geht es dir?«

Er musste mich gehört haben, nur reagierte er nicht. Er saß da und starrte ins Leere, obwohl sich die Wand dicht vor ihm befand.

Seine Augen hatten einen irgendwie glasigen Ausdruck angenommen, der Mund bildete einen zuckenden Strich.

»Lass ihn, John, er steht noch unter dem Einfluss des Erlebten. Würde mir auch schwerfallen, etwas in diesem Zusammenhang zu sagen.«

Ja, das stimmte irgendwo. Bills Worte veranlassten mich auch, ein Resümee zu ziehen.

Wir hatten viel erfahren, im Prinzip aber waren wir kaum einen Schritt vorangekommen. Eine geheimnisvolle Figur war aus dem Nebel der Geschichte aufgetaucht, Melenik mit Namen und der Sohn legendärer Eltern. Er selbst war im Strudel der alttestamentarischen Mystik fast völlig verschwunden und nur Eingeweihten bekannt, aber wir waren durch die Vorgänge dazu gezwungen worden, uns mit ihm zu beschäftigen.

Was wir hier erlebt hatten, das würde sicherlich auch die Weiße Macht, den Geheimdienst des Vatikans, interessieren, die ja auch auf der Suche nach den biblischen Ursprüngen war. Ich konnte mir durchaus vorstellen, dass in den Archiven des Vatikans mehr Informationen über die Zeit lagerte, mit der wir uns beschäftigen mussten.

Wenn mich jemand gefragt hätte, ob ich von der Wand und deren Botschaft enttäuscht gewesen wäre, dann hätte ich nicht unbedingt mit einem Ja antworten können. Sie hatten schon etwas gebracht, und

ich erinnerte mich wieder an das letzte Bild, das ich bewusst auf ihr gesehen hatte. Da war etwas von einer Bedrohung zu erkennen gewesen, denn aus dem Hintergrund hatte sich die Düsternis gelöst, um sich weiter nach vorn zu schieben.

Suko ging es wieder besser. Zwar fühlte er sich noch ausgelaugt, was wir ihm ansahen, er brauchte nicht unbedingt unseren Schutz.

Ich ließ ihn los und stellte mich aufrecht hin.

Ich drehte mich langsam um. Ich sah die Wand. Und ich erschrak!

***

Die gesamte Szene wurde von den Schwingen des Bösen beherrscht, das war genau zu spüren, denn aus dem Hintergrund näherten sich schreckliche Gestalten. Drachenartige, dämonische Wesen mit breiten Flügeln und furchtbaren Köpfen. Verzerrte Gesichter, grausame Fratzen, manche blutend und mit aufgerissenen Mäulern.

Einer unter ihnen stach besonders hervor. Wobei ich nicht davon ausging, dass es sich dabei um einen Dämon handelte, er war ein Mensch, er sah aus wie ein Mensch und wirkte trotzdem, als wäre er aus tief grauer Asche hergestellt worden.

Er stand auf einem hohen Felsen, nackt bis auf einen Lendenschurz. Sein Haar war lang und schwarz. Ich konzentrierte mich auf das Gesicht, das durchaus negroide Züge zeigte. Seine Haut war braungrau, und sie überspannte einen Körper, der auch einem Modellathleten hätte gehören können.

Breitbeinig stand er da. Das Haar wehte im Wind. Der Staub umflorte ihn, die dämonenhaften Wesen gehorchten ihm, als er seine Hände bewegte. Er führte die Arme anschließend nach oben, bis sie die Kopfhöhe erreicht hatten. Dann sanken sie herab.

Nicht sehr schnell, normal. Während dieser Bewegung verzog sich sein breites Gesicht mit den schwarzen Kohleaugen zu einer düsteren Grimasse. Er hatte auch den Mund geöffnet, wahrscheinlich schrie er die Befehle hinaus, doch vor unseren Augen lief nach wie vor dieser erschreckende und jetzt blutig werdende Stummfilm ab, der uns ein Geschehen zeigte, das in der tiefen Vergangenheit schon einmal so abgelaufen war.

Ich fragte mich natürlich, ob die Gestalt, die ganz sicher Melenik war, auch zu den Kreaturen der Finsternis zählte. Vorstellen konnte ich es mir durchaus, denn er hatte sich schließlich auf die Seite der Erzdämonen geschlagen.

Melenik war der Meister der Panik, denn die Menschen, die ihn sahen, erlebten das Grauen.

Meleniks Dämonenwesen griffen an.

Sie kamen aus der Luft, aber andere hatten sich im Boden vergraben, und plötzlich brach die Erde an verschiedenen Stellen auf. Gewaltige

Staubwolken wirbelten in die Höhe, vereinigten sich zu regelrechten Pilzen, um anschließend, beim Zusammenfallen, die monströsen Mordkreaturen zu entlassen.

Sie stürzten sich auf die Menschen.

Sie waren wie irre geleitete Tiere, und sie bewegten sich auch ebenso schnell. Innerhalb der Staubwolken waren sie kaum auszumachen, nur hin und wieder tauchten die monströsen Körper oder die schrecklichen Fratzen auf, bevor sie wieder verschwanden.

Viel besser sah ich das Blut.

Es spritzte in die Höhe, ich sah Fontänen, ich glaubte sogar, die Schreie der Menschen zu hören. Es war ein furchtbares Morden, und über allem stand Melenik und schaute diesem Massaker mit nach unten gesenktem Kopf zu.

Er hatte die Arme angehoben und gleichzeitig ausgebreitet. Er hielt die Hände gespreizt, als wollte er sie im nächsten Moment in das Chaos unter ihm eintauchen lassen.

Ich schaute hin.

Das musste ich einfach tun, obgleich ich an diesen Szenen nun wirklich keinen Gefallen fand. Doch ich hatte den Eindruck, es einfach tun zu müssen, weil es wichtig für mich sein konnte, und immer wieder richtete ich den Blick auf Melenik, um dem stummen Sterben der Menschen nicht zuschauen zu müssen.

Ich wusste auch nicht, was mit diesem Massaker bezweckt war und weshalb die Kreaturen der Finsternis, als solche sah ich sie nämlich an, über die Menschen herfielen. Es war eben eine alte Geschichte, vielleicht auch Legende, es gab möglicherweise auch einen Grund, aber Melenik war jetzt wichtiger, das spürte ich einfach.

Bisher hatte er in die Tiefe geschaut und ziemlich lange dem Grauen zugesehen. Dann, als ich schon glaubte, dass er von seinem Felsen herab in die Tiefe springen würde, bewegte er sich. Diesmal nur den Kopf. Sehr langsam hob er ihn an.

Ich schaute hin.

Sekunden später starrte ich direkt in sein Gesicht!

Über Zeit und Raum hinweg sahen sich zwei Lebewesen an, die sich fremd waren, aber plötzlich so etwas wie Erkennen zu spüren glaubten. Zumindest erging es mir so, denn ich hatte den Eindruck, dass sich mein Geist lösen und tief in die Vergangenheit hineintauchen würde, ohne dass er dort etwas Konkretes erlebte, das mir Melenik und sein persönliches Umfeld näher brachte.

Ich sah nur ihn, und ich spürte ihn sogar.

Wir waren Feinde, aber wir hatten auch etwas Gemeinsames.

Sollte es doch mit einem meiner früheren Leben zusammenhängen?

Darüber erschrak ich so, dass ich wieder zurück in die Realität eintauchte.

In diesem Moment verzog Melenik seinen breiten Mund mit den dicken Lippen zu einem widerlichen und auch wissenden Grinsen.

Es kam mir vor, als wollte er mir durch diese Geste zu verstehen geben, dass wir uns wiedersehen würden.

Nicht jetzt, nicht heute, vielleicht in einer anderen Zeit und auch an einem anderen Ort.

Ich sah das Funkeln seiner bösen Augen, in denen die abgrundtiefe Verachtung lag, die sich zudem mit dem Triumph darüber paarte, dass ich es nicht geschafft hatte, an mein Ziel zu gelangen.

So jedenfalls interpretierte ich den Gesichtsausdruck.

Ohne Vorwarnung drehte sich Melenik um. Im selben Augenblick verdüsterte sich das Bild. An einer bestimmten Stelle brach die Erde auf. Sie entließ Feuer, heiße Dämpfe und Asche, alles stieß sie himmelan. Der Rauch wurde so dicht, das wir nichts mehr sehen konnten, bis auf eine Szene. Eine Frau hatte versucht, vor einem Dämon zu fliehen. Es war ihr nicht gelungen.

Diese fliegende Kreatur, die aussah wie ein gewaltiger Schmetterling mit Tigerkopf jagte nach unten und griff mit langen Krallenhänden in die Kleidung auf dem Rücken der Frau.

Sie hatte keine Chance.

Die Kreatur drückte sie in die Tiefe. Sie fiel in den Staub, Asche regnete auf beide nieder, machte das Bild verschwommen, und wir sahen zum Glück nicht, auf welch schlimme Art und Weise sie starb.

Dass wir nichts mehr erkennen konnten, lag nicht allein an diesem Ascheregen, das gesamte Bild verschwand allmählich von der breiten Wand.

Es löste sich auf, und es wirkte auf uns, als würde es von starken Kräften in die Wand gesaugt, um dort für alle Zeiten zu bleiben.

Nichts sollte mehr daran erinnern. Der Hüter oder Wächter des Geheimnisses war tot, die Wand sollte ebenfalls kein Geheimnis mehr lüften.

Nach der Meinung anderer Kräfte hatten wir genug gesehen.

Aber hatten wir das tatsächlich? Ich zumindest wollte nicht daran glauben. Wenn ich es mit dem Öffnen einer Tür verglich, so hatte sich diese erst einen Spalt breit aufgeschoben.

Suko war wieder aufgestanden. Er schaute mich ebenso an wie Bill. Beinahe zu dritt hoben wir die Schultern, auch eine Geste, dass es nun mal vorbei war.

Auf der Wand waren letzte Eindrücke zu sehen, aber keine Einzelheiten mehr. Ein tiefes Grau, durch das die rote Farbe des Blutes schimmerte, setzte sich zusammen, bevor die Wand luch diesen Rest aufsaugte.

Vorbei…

Ich spürte zum erstenmal die Erleichterung nach einer so langen Zeit.

Nein, die Knie wackelten mir nicht, in mir steckte nur die Freude, dass wir die Wand gefunden hatten. Es war also nicht umsonst gewesen, und darauf war es uns letztendlich angekommen.

Bill schrie auf. Nicht aus Schmerz, aus Überraschung. Sein Arm schnellte nach vorn, der Finger wies gegen die Wand, und ein letztes Gemälde schimmerte durch.

Ja, es sah so aus wie ein Bild auf der Leinwand, bei der der Rahmen fehlte. Dieses hatte überhaupt nichts mit dem zu tun, was wir zuvor gesehen hatten, auch wenn es nicht besonders klar war und sich nur Umrisse ohne Einzelheiten abhoben.

»Ein, ein Schloss«, flüsterte Bill.

Ich schüttelte den Kopf.

»Was dann?«

»Nein, Bill, das ist kein Schloss. Das ist eine… eine …«, mir wollte das nächste Wort nur schwer über die Lippen gehen. »Das ist eine Kathedrale.«

»Du bist verrückt.«

»Bestimmt nicht. Zwei prägnante Türme, der mächtige Bau, gotisch würde ich sagen und…«

»Kennst du den Dom?«

Während sich das Bild auflöste, nickte ich. »Ja«, sagte ich sehr leise, »ich meine doch, ihn schon einmal gesehen zu haben. Weiß nur nicht wo. Aber bekannt ist mir die Kathedrale schon.«

»Hast du davor gestanden?«

»Nein.«

»Überleg mal.«

Ich ging einen Schritt zur Seite und ballte die rechte Hand zur Faust. »Es fällt mir nicht ein, ich habe keine Ahnung, aber ich werde Nachforschungen anstellen, darauf kannst du dich verlassen. Das ist eine katholische Kirche gewesen.«

»Da wirst du bei uns auf der Insel nicht viel Glück haben.«

»Wer sagt dir denn, dass ich dort suche…« Ein peitschend klingendes Knacken unterbrach mich.

Auf einmal war der Riss in der Wand zu sehen. Er lief als gezackte Linie von oben nach unten und hatte sogar die Breite eines Fingers angenommen.

Wieder das Knacken.

Der nächste Riss!

Diesmal quer!

Das Gefüge ächzte. Nichts hielt mehr so richtig, nichts würde so sein wie sonst. Dieses Stück einer eigenen Welt brach vor unseren Augen zusammen.

Das Knacken wiederholte sich in immer schnelleren Abläufen. In der Mauer oder Wand waren Kräfte freigesetzt worden, von denen wir

keine Ahnung hatten.

Erste Staubwolken quollen aus den Spalten. Sie vernebelten unsere Sicht, dann flog plötzlich der erste Stein in unsere Richtung. Wir zogen die Köpfe ein, keiner wurde getroffen, aber wir suchten so gut wie möglich Deckung.

Die gab es in dieser unterirdischen Krypta nicht. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns flach auf den Boden zu werfen und darauf zu hoffen, von den umherfliegenden Trümmern nicht erwischt zu werden.

Wir hatten Glück.

Keiner von uns schaute hoch. Ein jeder hörte zu, was geschah, und es schien so etwas wie ein Gewitter in diesem Raum stattzufinden, denn immer wieder klangen die peitschenden Schläge durch den dicken wolkenartigen Staub.

Die Wand starb, sie brach, eine letzte geheimnisvolle Bastion eines Klosters, von der ich so gut wie nichts wusste. Wer hatte hier gelebt? Waren es vielleicht Diener König Salomons gewesen oder seines Sohnes Melenik?

Alles konnte stimmen, alles konnte verkehrt sein. Warnas Kloster Gamala nur eine Spur gewesen, die in eine andere Richtung führte?

Zwar auch hinein in die tiefe Vergangenheit, doch da knickte sie schon ab und lief in verschiedene Richtungen weiter.

So und nicht anders sah es aus, und auf dieser Basis, falls es eine war, mussten wir weiter aufbauen.

Die donnernden, berstenden Geräusche waren verstummt. Durch die bedrückend wirkende Stille schwebte der durch das Zusammenbrechen der Mauer aufgewirbelte Staub wie ein träges Meer, das aber nicht nur den Staub mitbrachte, sondern auch einen kalten oder kühlen Luftzug, der die Fahnen durcheinander wirbelte.

Bill Conolly stand als Erster auf. Er wäre beinahe über einen großen Mauerstein gestolpert, weil er nur nach vorn schaute und sich dann mit rudernden Armen durch den sich allmählich senkenden Staub bewegte. Auf den Resten der Mauer blieb er stehen, schaute uns entgegen, deutete aber mit dem rechten Daumen über seine linke Schulter hinweg in die kühle Luft. »Das ist es, Freunde!«, rief er. »Verdammt, das ist es. Die Mauer ist weg. Der Weg in die Freiheit ist geschafft.« Er schlug sich auf beide Oberschenkel und lachte. »Das ist die Lücke, das ist der Gang, auf den wir gehofft haben.«

Auch für Suko und mich gab es kein Halten mehr. Wir liefen mit rudernden Armen vor, wobei Bill uns noch immer lachend entgegenschaute. Er sprang von seinem Platz hinab, wir hatten unsere Lampen hervorgeholt und leuchteten dorthin, wo einmal die Wand gestanden hatte.

Da war nichts mehr.

Eine Lücke, ein Loch, dahinter ein Stollen, aus dem uns kühle Luft entgegendrang, die mich fatal an die Kälte der Wüste erinnerte.
»Packen wir's?«, fragte Bill.
Ich nickte. »Auf geht's!«
Auch Suko, der sich in der letzten Zeit ziemlich still verhalten hatte, widersprach nicht…

***

Nacht in der Wüste Never!
Eine Zeit schon jenseits der Tageswende, aber noch immer in tiefe Dunkelheit gehüllt, die einerseits sehr klar war und bis heran an den hohen Himmel reichte, auf dem die funkelnden Sterne sich wie alte Freunde zu begrüßen schienen.
Ich hatte mich außerhalb der Klostermauern auf einen kleinen Klapphocker am Lagerplatz hingesetzt, trank hin und wieder einen Schluck Tee und dachte darüber nach, dass auch die Nacht in der Wüste wunderbar sein konnte, vor allen Dingen dann, wenn man wie wir, es geschafft hatten, einer lebensgefährlichen Unterwelt zu entwischen, wo wir zwar Antworten erhielten, die uns jedoch nicht hundertprozentig befriedigt hatten. Viel gab es noch zu tun. Ich blieb bei dem Vergleich mit der Tür. Sie war nur Spalt breit aufgestoßen worden, und wir mussten zunächst die dahinterliegenden Steine zur Seite räumen.
Existierte die Bundeslade noch? Diese Frage ging mir immer wieder durch den Kopf, doch durch einen Blick zum Himmel konnte ich auch keine Antwort bekommen. Die Gestirne sprachen nicht, und auch zwischen ihnen zeichnete sich kein Gesicht ab, wie ich es vor knapp drei Stunden gesehen hatte.
Noch immer hörte ich Geräusche der Nacht. Die Wüste war nicht tot, sie stellte einen eigenen Lebensbereich, der sich oft genug versteckte und erst in der Nacht wieder anfing zu leben.
Suko und Bill hielten sich hinter den Mauern der Klosterruine versteckt. Ich hatte sie dort zurückgelassen, wo auch der Brunnen stand, durch den wir – obwohl er mit Schutt und Steinen gefüllt war, den Weg in die Tiefe gefunden hatten.
Allerdings auf magische Art und Weise, und ich hatte mich dabei auf mein Kreuz verlassen können, das zudem durch die Kraft des Königs Salomons aktiviert worden war.
Diesmal hielt ich es wieder in der Hand. Ich schaute auf meinen Talisman nieder, ein trauriges Lächeln lag dabei auf meinen Lippen, denn ich war von dem Kreuz enttäuscht gewesen. Es hatte mir den Weg in die Wand nicht freigeräumt. Da war Sukos Orakel stärker gewesen, es hatte Melenik aus der Vergangenheit geholt!
Ich nahm die Flasche und schüttelte sie. Dem Geräusch nach zu

urteilen, befand sich nicht mehr viel Tee darin. Zu trinken hatten wir genug mitgenommen. Ich trank die Flasche leer, zündete mir eine Zigarette an und ließ mich von dem würzigen Rauch umnebeln. Ich brauchte den Glimmstängel einfach und dachte darüber nach, dass noch einige Schwierigkeiten vor uns lagen.

Schließlich hatten wir einen Toten mitzunehmen. David Stern war von einem Agenten namens Smith, der sich als Kreatur der Finsternis offenbart hatte, umgebracht worden. Nun, Smith lebte nicht mehr, aber den Behörden ein glaubhaftes Motiv für seinen Tod zu geben, das würde mir nicht leicht fallen.

Gerade die Israelis waren misstrauisch, und bei ihnen mischte sich zudem gern der allgegenwärtige Mossad ein.

Ein Schatten wanderte in mein Blickfeld. Ich trat die Zigarette aus und hob den Kopf.

Vor mir stand Suko. Er nickte mir zu, nahm einen zweiten Hocker und setzte sich. »Wir haben die Leiche in Planen gewickelt. Zwei müssten reichen. Die Hitze des Tages wird seinen Verwesungsprozess beschleunigen.«

»Bis nach Jerusalem packen wir es schon.«

»Und dann?«

»Tja.« Ich hob die Schultern. »Wir werden sehen, wie es weitergeht. Jedenfalls rechne ich mit Schwierigkeiten von Seiten der offiziellen Behörden. Da müsste Sir James etwas für uns tun.«

»Hoffentlich schafft er das. Ich möchte so schnell wie möglich zurück nach London.«

Das wollte ich auch. Mein Blick fiel in Sukos Gesicht. Ich sah das Profil meines Freundes. In der Dunkelheit sah die Haut zwar hell, aber auch grau und bläulich aus. Suko war ebenfalls in Gedanken versunken, und ich wollte von ihm wissen, wie es ihm ging.

»Es ging mir schon schlechter.«

»Aber auch besser.«

»Sicher. Ich bedaure es, dass dieses Orakel nicht mehr existiert. Im Prinzip habe ich mir schon mehr von ihm versprochen.«

»Es hat uns zumindest einen Hinweis gegeben.«

»Ja, schon, aber reicht das?«

»Ich denke immer an die Kathedrale, Suko. Sobald wir nach London zurückgekehrt sind, werden wir versuchen, ihren Standort herauszufinden. Sie muss etwas mit dem Fall zu tun haben. Ich glaube nicht, dass die Wand gelogen hat.« Da stimmte mir Suko zu. »Hast du dir denn Gedanken darüber gemacht, wo wir sie finden können?«

»Ja, aber ich habe nichts herausgefunden. Außerdem schwirrt mir zu viel durch den Kopf. Es wird Bücher geben, in denen ich nachschlagen kann. Das Bauwerk ist so prägnant, dass wir es einfach finden müssen. Daran zweifle ich überhaupt nicht.«

»Gut, ich bin dabei.«

»Das will ich auch hoffen.«

Wir kriegten Besuch. Bill Conolly schlenderte heran. »Ich brauche jemand, der mir hilft, die Leiche zu tragen.«

Wir standen gemeinsam auf, gingen zum Brunnen, vor dem ich nachdenklich stehen blieb. Wieder schoss mir das in den Ruinen Erlebte durch den Kopf. Ich dachte auch daran, dass es in London seinen Anfang genommen hatte und hätte nie damit gerechnet, dass uns die Spuren bis tief in die Wüste Negev hineinführen würden.

Bill und ich trugen ihn. »Trotz allem war er ein guter Mann«, murmelte der Reporter. »Dass er auch für den Mossad arbeitete, wer kann es ihm verdenken? Jeder sucht sich eben die Strecke aus, auf der er am besten fährt.«

»Du auch?«, fragte ich.

»Nein, nicht ich. Dann wäre ich nicht hier.«

Ich grinste ihn an. »Aber über diese Ausnahmen kann man sich immer wieder freuen.«

Bill lachte. Wir luden den Toten auf den Wagen. Auf dem Dach konnten wir ihn festschnallen. Suko packte schon zusammen, und eine Viertelstunde später befanden wir uns auf dem Heimweg…

***

Endlich wieder in der Heimat – in London!

Tief durchatmen, noch einmal die Augen schließen, an das Vergangene denken und froh sein, dass es vorbei war. Was hatte es doch für ein Theater in Israel gegeben, wir waren beinahe wie Verbrecher behandelt worden, es war schon einer Gnade gleichgekommen, dass wir überhaupt hatten telefonieren dürfen. Das Gespräch hatte ich mit London führen können und meinen Chef mit Stichworten eingeweiht. Es hatte ihm gereicht.

Wir wussten nicht, was er von London aus in Bewegung gesetzt hatte, wahrscheinlich waren es Himmel und Hölle gewesen, da hatten die Faxe und Telefondrähte zwischen London und Jerusalem geglüht, auch die Botschafter waren in den Fall eingespannt worden und hatten die Sachlage dann auf diplomatischer Ebene geklärt.

Genau zwei Tage nach dem Verlassen des Klosters Gamala standen wir am Flughafen. Drei Männer, die von vier weiteren auffällig unauffällig begleitet wurden. Ein fünfter war noch hinzugekommen, ein ranghoher Mossad-Agent, auch wenn er nicht so aussah und eher wie ein Zwerg mit weißen Haaren wirkte.

Wir hatten ihn schon zweimal bei Verhören erlebt. Er war ein scharfer Frager und zugleich ein durchtriebener Taktiker. Ein scharfer Hund, wie man so schön sagt, und selbst am Flughafen hatte er seinen Job nicht vergessen. Er kam noch einmal auf unser Abenteuer in der

Wüste zu sprechen, und er wollte wissen, was wir herausgefunden hatten.

Wir hatten nicht geredet, ihn kalt auflaufen lassen, aber vergessen würde er uns nicht.

Das alles lag zurück, daran dachte ich nur, als ich wieder im Büro meines Chefs saß und auf Suko wartete, der noch einiges mit Glenda Perkins zu bereden hatte.

Bill Conolly war zu Hause. Seine Sheila würde ihn vorerst nicht loslassen. Außerdem war er von mir mit einer anderen Aufgabe betraut worden, er sollte sich ebenso wie Glenda um gewisse Spuren kümmern, denen nachgegangen werden musste.

Wir brauchten Bücher, in denen Kirchen, Dome und Kathedralen abgebildet waren.

Im Laufe der nächsten Stunden sollten sie besorgt werden. Sir James aber war über seinen eigenen Schatten gesprungen. Zur Begrüßung gab es allerfeinsten Whisky, ein Beweis dafür, wie froh er über unsere Rückkehr war. Selbst er, der alte Grantier, trank einen Schluck und ließ sein Wasser stehen.

Tja – und dann waren wir an der Reihe. Es gab irrsinnig viel zu berichten. Suko und ich wechselten uns ab. Sir James stellte hin und wieder Zwischenfragen, und alles, was wir beredeten, wurde auf Band aufgenommen.

»Es ist also kein voller Erfolg gewesen!«, stellte er dann fest.

Wir gaben ihm Recht.

»Melenik«, murmelte er »Ein seltener Name. Man weiß nicht viel über ihn oder?«

»Leider nicht.«

»Und doch mischt er mit. Glauben Sie denn, dass Sie noch an ihn herankommen werden?«

Ich hob die Schultern. »Wir müssen einen Versuch unternehmen und Spuren entdecken. Ich kann mir vorstellen, dass er es gewesen ist, der die Bundeslade entführt hat.«

»Aufzeichnungen gibt es nicht?«

Ich hob die Schultern.

»Auch nicht im Vatikan?«

»Das ist die Frage, Sir. Wer kann schon wissen, was der Weißen Macht bekannt ist?«

Er lächelte uns an. »Es hört sich nicht so an, als wären Sie unbedingt an einer Zusammenarbeit interessiert, John.«

»Hm.« Ich hob die Schultern. »Das ist schwer zu sagen, wirklich sehr schwer.« Mein Blick fiel auf das Bild der Queen an der Wand.

Sie zeigte ein gequältes Lächeln, und so ähnlich fühlte auch ich mich. »Sagen wir mal so, Sir. Könnte der Vatikan oder die Weiße Macht ein Interesse daran haben, dass die Bundeslade tatsächlich gefunden

wird?«
Sir James schaute gegen seine Hände. »Eine schwierige Frage, John. Was sagen Sie, Suko?«
»Ich denke ähnlich.«
»Warum sollte sie es nicht haben?«
»Weil es immer wieder Dinge gibt, die besser in der Vergangenheit bleiben. Es würde doch einen irrsinnigen Aufstand geben, wenn die Welt erfährt, dass die Bundeslade gefunden würde. Ob das das Ziel der Weißen Macht sein kann, wage ich zu bezweifeln.«
»Halten wir mal fest, dass sie Gegner der Kreaturen der Finsternis sind.«
»Sicher.«
»Sie müssten also daran interessiert sein, dass es sie bald nicht mehr gibt.«
»Auch.«
»Dann wäre es doch kein Problem, sich mit dem entsprechenden Mann in Verbindung zu setzen.« Sir James lächelte mich an. Er hatte den Namen der erwähnten Person nicht ausgesprochen, aber ich wusste, dass er Father Ignatius meinte, der seit kurzer Zeit das Kloster St. Patrick in den schottischen Bergen verlassen hatte und zur Weißen Macht übergetreten war. Jetzt lebte er in Rom und half unter anderem mit, auch gegen die Kreaturen der Finsternis zu kämpfen. Er und auch ein verräterischer Mönch hatten mich erst auf die Spur der Bundeslade gebracht, als die Kreaturen der Finsternis die Höllenzeit hatten einläuten wollen.
Ich schabte über meine Bartstoppeln. »Begeistert bin ich nicht, Sir.«
»Das sehe ich schon. Was ist mit Ihnen, Suko?«
»Ich stimme John zu.«
Der Superintendent nickte. »Damit stehe ich wohl allein auf weiter Flur. Es wundert mich, dass Sie keine Zusammenarbeit mit der Weißen Macht möchten…«
»Sir, das habe ich nicht gesagt. Wir stehen auf einer Seite. Aber ich möchte momentan keine Pferde scheu machen. Das Thema ist einfach zu brisant. Es geht an die Grundfesten heran, und ich weiß nicht, ob gerade die«, ich lächelte mokant, »frommen Männer eine ausreichende Distanz zu diesen Dingen haben.«
Sir James hob die Schultern. »Sie haben den Fall nach oben gewühlt, Sie werden dranbleiben. Die Entscheidung überlasse ich Ihnen.«
»Danke, Sir.«
»Aber Sie kümmern sich weiter darum und sind auch davon überzeugt, dass dieses letzte Bild, das Sie auf der Leinwand gesehen haben, keine Täuschung gewesen ist.«
»Stimmt.«
»Dann bleibt Ihnen die Suche nach der Kathedrale.«

»Einem gotischen Bauwerk.«
Sir James schob seine Brille etwas höher. »Wo? haben Sie einen bestimmten Verdacht?«
Ich schüttelte den Kopf, und Suko hob die Schultern.
Unser Chef schob die Unterlippe etwas vor. »Das ist nicht viel, meine Herren.«
»Stimmt, Sir, viel ist es nicht. Aber es braucht auch nicht viel zu sein, denn die Kathedrale war so markant, dass es einem Wunder gleichkäme, wenn wir sie nicht finden würden.«
Er legte den Kopf schief. »Heute noch?«
»Das schaffen wir.«
Sir James lächelte. »Dann möchte ich Sie nicht weiter aufhalten.«
Er schaute auf seine Uhr. »Zwar habe ich am Abend einen Termin, den aber kann ich verschieben, falls Sie bis dahin einen Erfolg erreicht haben.«
Wir standen zur gleichen Zeit auf. »Das glaube ich fest, Sir«, sagte ich.
Er nickte. »Ich lasse mich überraschen.« Wir verschwanden, und im Flur lehnte sich Suko gegen die Wand. »Da ist noch etwas, John«, sagte er. »Ich habe mich darüber gewundert, dass du dich praktisch gegen die Weiße Macht gestellt hast. Willst du sie nicht mit in den Fall hineinziehen?«
»Nein, Suko, vorerst nicht. Ich möchte nicht in eine tiefe Wunde fassen. Der Fall, der uns beschäftigt, berührt ja existentielle Dinge. Das sind Größenordnungen, über die ich kaum nachzudenken wage. Ich hätte mir nie träumen lassen, dass wir auf König Salomons Sohn treffen würden, der zudem noch in Verdacht steht, die Bundeslade aus dem Tempel in Israel geraubt und die Beute dann nach Äthiopien geschafft zu haben. Das ist ja unwahrscheinlich. Wenn man darüber liest, okay, man nimmt es hin, man findet sich damit ab oder auch nicht, doch wenn man selbst davon betroffen ist, so wie wir, denkt man schon anders darüber. Zumindest ich. Du hast eine andere religiöse Erziehung genossen, ich aber…«
»Klar, das verstehe ich. Wenn ich es zusammenfassen will, kann ich sagen, dass dir das Thema etwas zu heiß ist.«
»Nein, nicht direkt. Dann würden wir uns darauf nicht konzentrieren. Ich meine nur, dass es noch zu früh ist, die Weiße Macht einzuschalten. Sollten wir mehr erfahren haben, ist das für uns kein Thema mehr. Dann werden wir auf ihre Hilfe zurückkommen.«
»Denke ich auch.«
»So, und jetzt werden wir Bücher wälzen. Bildchen gucken.«
»Tralala, wie die Kleinen, he?«
»Richtig.«
»Hast du auch ein Spielzeug?«

»Klar, Förmchen und Schaufel.«
»Fehlt nur noch der Sand.«
Ich grinste ihn an und ging vor meiner Antwort sicherheitshalber etwas zurück. »Auf den warte ich, wenn er dann deinen Kopf verlässt, Alter…« Nach dieser Bemerkung ließ ich Suko stehen und stürmte unserem Büro entgegen, wo uns eine kleine Überraschung erwartete, denn wir hatten Besuch erhalten.
Sheila und Bill Conolly waren da. Und sie hatten drei dicke Bücher mitgebracht, die auf unserem Schreibtisch lagen. Bill stand daneben und klopfte mit der flachen Hand auf den Stapel, während daneben ein zweiter, etwas höherer lag, den Glenda hatte besorgen lassen. Sie und Sheila saßen im Vorzimmer und tranken Kaffee.
»Aha«, sagte Bills Frau.
»Was ist denn?« Ich hauchte ihr zwei Küsse auf die Wangen. Sie roch so herrlich frisch, während ich das Gefühl hatte, noch immer vom Staub der Wüste bedeckt zu sein.
»Nichts weiter, John. Eigentlich müsste ich mich freuen, dass ihr meinen lieben Gatten wieder gesund zurückgebracht habt. Aber ich freue mich gar nicht.«
»Das gibt es doch nicht. Wolltest du ihn loswerden?«
Sheila begrüßte erst Suko, bevor sie eine Antwort gab. »Hör mal zu, Geisterjäger…«
»Ja bitte…«
Sie streckte den rechten Zeigefinger vor und näherte sich mir. Ich hob die Hände und ergab mich. »Bitte, du kannst alles mit mir machen, aber lass mich am Leben.«
Sheila lächelte. Sie trug eine enge Hose und eine lange, duftige Bluse mit einem Blumenmuster-Stoff dazu. »Ich bin dir noch eine Antwort schuldig. Die bekommst du auch. Ich habe ja nichts dagegen, dass ihr hin und wieder mal einen Trip macht. Aber wenn ich mir Bill so anschaue, dann habe ich den Eindruck, dass er wieder auf den Geschmack gekommen ist.«
Ich wehrte ab. »Bitte, wir haben nichts getrunken.«
»Dass ich das nicht so meine, weißt du selbst, John. Aber Bill juckt es schon wieder in den Knochen. Ich denke, er hat Blut geleckt und will weitermachen.«
»Das stimmt doch nicht, Sheila.«
»Ich kenne dich, Bill.«
»Du bist doch diejenige gewesen, die diesen Fall praktisch vorangetrieben hat.«
»Ach«, sagte ich und ließ meine Arme sinken. »Das ist mir ja völlig neu. Wie das?«
Bill verließ die Türschwelle, wo er bisher gestanden hatte. »Das kann ich dir sagen, John. Mein Weib war Feuer und Flamme, als ich ihr von

der Kathedrale erzählte. Dreimal habe ich sie ihr genau beschreiben müssen, dann verschwand sie, kam mit Büchern zurück und sagte mir, bevor sie überhaupt ein Buch aufschlug, wo die Kathedrale steht. Wir haben es nachgeprüft, es stimmte. Wir können uns das Herumsuchen also sparen. Ich wollte dich telefonisch informieren, aber Sheila ließ sich nicht davon abbringen, herzukommen.«

Wir waren überrascht und schauten Sheila an, die sich etwas verlegen gab.

»Stimmt das?«, fragte Glenda.

»Ich muss es zugeben.«

»Dann sag doch, wo die Kathedrale liegt!«, rief Suko.

Sheila machte es spannend. Sie nahm zunächst auf Glendas Schreibtisch Platz. »Ihr werdet sie hier in England nicht finden. Auch Schottland und die irische Insel könnt ihr vergessen. Ihr müsst von der Insel weg, und zwar nach Frankreich.«

»Wirklich?«

»Ja, Suko. Das Bauwerk ist weltbekannt, denke ich. Aber bei euch ist die Allgemeinbildung ja nicht besonders ausgeprägt, deshalb gebe ich euch Nachhilfe. Es ist die Kathedrale von Chartres.«

Suko und ich schauten uns an, und mein Freund fragte, während ich die Schultern hob. »Wo ist das denn?«

»Etwa hundert Meilen südwestlich von Paris«, erwiderte Glenda und lächelte triumphierend.

»Man kann ja nicht alles wissen«, sagte ich.

»Das dachten wir uns.«

»Hör auf, Sheila, so gut bist du auch nicht.«

»Zufall, habe ich auch gesagt«, meldete sich Bill, und Sheila tippte gegen ihre Stirn.

»So etwas kann auch nur von dir kommen. Jedenfalls habe ich euch Arbeit erspart.«

»Und du hast auch ein Bild davon, eine Fotografie?«, erkundigte sich Suko.

»Eines?«

»Dann lass uns nachschauen.«

Wir verschwanden gemeinsam in unserem Büro und bauten uns so gut wie möglich um den Schreibtisch herum auf. Sheila hatte ein Lesezeichen zwischen die entsprechenden Seiten gelegt. Sie schlug das größere der beiden Bücher auf, und wir standen staunend vor dem Bild, das auf einer breiten Doppelseite abgedruckt worden war. Es war die Kathedrale in all ihrer gotischen Pracht. Wir schwiegen.

Zunächst hob Suko den Kopf, nickte und murmelte dann »Ja, das ist sie, das ist sie genau.«

»Wusste ich doch«, sagte Sheila.

»Darf ich weiterblättern?«

»Bitte, John.«

Wir schauten uns auch die nächsten Aufnahmen genau an. Sie alle zeigten Teilansichten der Kathedrale. Wir sahen die Seiten, die Fronten, die Portale, die Türme, aber auch all den äußeren Schmuck, der sie zierte. Es waren Säulen zu besichtigen, auf denen wir die Figuren entdeckten, die uns allerdings im Moment noch nichts sagten. Da war es besser, wenn wir uns das mächtige Bauwerk im Original anschauten.

»Da darf ich dir nur gratulieren, Sheila«, sagte ich. »Du hast ein tolles Gedächtnis.«

»Danke.«

Sicherheitshalber blätterten wir auch die anderen Bücher durch.

Sehr oft sahen wir die Kathedrale abgebildet, auch mal als Risszeichnung, doch das alles ersetzte kein Original.

»Das ist sie gewesen«, sagte Bill, »es gibt keinen Zweifel.«

Ich war an das Fenster getreten und schaute hinaus. »Stimmt, das war es.«

»Nein, John, das war es nicht. Das wird es erst noch werden. Davon bin ich überzeugt.«

Ich drehte mich wieder um und schaute in den Schatten des Büros. »Du bist also davon überzeugt, dass wir in Chartres weitere Spuren finden werden.«

»Hundertprozentig.«

»Ich nicht.«

»Warum nicht?«

Auf Bills Frage ging ich nicht ein, sondern wandte mich an Suko.

»Wie sieht es mit dir aus?«

»Ich schwanke noch.«

Der Reporter verdrehte die Augen. »Das begreife ich nicht«, stöhnte er auf. »Das ist einfach nicht drin. Ich frage mich, John, weshalb du dieser Tatsache so skeptisch gegenüberstehst.«

»Es geht mir nicht um die Tatsache an sich. Dass es die Kathedrale gibt, steht fest.«

»Na bitte.«

»Nur frage ich mich, was ein derartiges Bauwerk mit unserem Fall zu tun haben soll. Ich sehe einfach keine Verbindung zwischen der Kathedrale und der alttestamentarischen Zeit. Das ist… ja, das ist mir im Moment einfach zu hoch.«

»Wenn wir sie uns anschauen, werden wir sicherlich eines Besseren belehrt. Selbst Sheila ist neugierig geworden, und ein Ausflug in den französischen Frühling könnte nicht schaden. Doch ist in Chartres nicht so viel los. Es gibt noch Zimmer, ich weiß es genau.«

»Woher?«

Bill lächelte etwas verlegen. »Ich habe mir erlaubt, drei zu bestellen.

Für Sheila und mich ein Doppelzimmer, für euch zwei einzelne. Aber wenn ihr nicht wollt, dann…«

Ich hob die Hand. »Davon hat niemand gesprochen. Wir werden mitfahren, das ist klar…«

»Die Tickets habe ich auch schon.«

»Du bist ja super.«

»Sheila, nicht ich.«

Ich schaute Bills Frau an und sah ihr Lächeln. Sie wirkte wie jemand, der einen Sieg errungen hat. Tatsächlich hatte sie uns Männer über den Löffel barbiert. Suko hatte nichts gesagt, er telefonierte aus dem Nebenzimmer, und wir hörten, dass er sich mit unserem Chef unterhielt, der sehr bald eintraf, einen verwunderten Blick in die Runde warf und etwas verbissen fragte: »Gibt es hier eine Feier?«

»Nein, Sir«, sagte Bill. »Wir haben soeben einen Fall gelöst.«

»Aha.« Sir James begrüßte Sheila mit seinem besten Lächeln und musste sich von Bill sagen lassen, dass sie es gewesen war, die die Spur gefunden hatte.

»Von Ihnen, Mrs. Conolly, hätte ich auch nichts anderes erwartet.«

»Danke.«

Ich drehte mich grinsend um, denn ein Sir James, der Komplimente verteilte, war mir fremd. Auch Glenda hatte Mühe, ein Lachen zu unterdrücken. Sir James sah dies und räusperte sich scharf, bevor er sich über die Bilder beugte. Sheila, von dem Kompliment angetörnt, gab ihm die entsprechende Erklärungen, und unser Chef hörte aufmerksam zu. Er schaute sich die Aufnahmen genau an, und als er sich nach einer Weile wieder umdrehte, da schien er mir nicht schlauer zu sein als zuvor.

»Tja, es gehört schon ein wenig Phantasie dazu, die beiden unterschiedlichen Tatsachen miteinander zu verbinden. Das alte Israel auf der einen und die Kathedrale auf der anderen Seite. Wo ist da der Knoten, der beides zusammenhält?«

»Den werden wir suchen müssen, Sir.«

»Wissen Sie, John, es fällt mir natürlich schwer, daran zu glauben. Auf der anderen Seite aber haben Sie mir von der Wand berichtet. Bevor sie einstürzte, zeigte sie das Bild dieser Kathedrale. Verdammt noch mal, warum geschah dies?«

»Wir werden in Chartres die Lösung suchen.«

»Und auch finden«, sagte Bill.

Sir James nickte »Meinen Segen haben Sie. Wann wollen Sie fliegen?«

»Morgen Früh. Mit der ersten Maschine nach Paris«, erklärte Bill.

Er war in seinem Element. »Auch die Zimmer in Chartres sind bereits reserviert. Es kann nichts mehr schief gehen. Wir sind dann zu viert und werden die Kathedrale genau unter die Lupe nehmen.«

»Das ist zu hoffen.« Sir James deutete auf die Fotos. »Ich habe sie mir so gut angesehen wie möglich, aber eine Verbindung in das alte Israel oder zu Melenik kann ich nicht feststellen. Schade, dass ich dies sagen muss.«

»Uns ging es nicht anders«, stimmte ich ihm zu.

»Trotzdem«, sagte Bill. »Vor Ort sieht man immer mehr Das brauche ich euch doch nicht zu sagen.«

»Sie werden ja auch fliegen, Mister Conolly. Schließlich ist dieser Fall wichtig.«

»Das meine ich auch.«

Wir redeten nicht mehr lange herum, außerdem musste Sir James zu seinem Termin. Er verabschiedete sich von uns und meinte zu Sheila. »Sie würde ich auch in unser Team aufnehmen.«

Sheilas Augen glänzten. »Ehrlich?«

»Klar.«

»Ich werde es mir überlegen, Sir.«

Bei dieser Antwort verdrehte Bill die Augen. Er sah aus wie jemand, dem man die Suppe versalzen hatte. Sheila aber war in Hochform. Sie fühlte sich als Mittelpunkt und bestimmte auch, wie es weitergehen sollte. »Wisst ihr was, Freunde? Es ist schon ziemlich spät, aber früh genug, um essen zu gehen. Wie wäre es?«

Ich war dafür, die anderen sagten ebenfalls nicht nein, und auch Glenda hatte an diesem Abend nichts anderes vor.

So kam es dann, dass wir bei einem Italiener landeten, wo super gekocht wurde. So gut, dass wir all das vergaßen, was uns in der letzten Zeit bedrückt hatte und wir uns dem Essen und auch dem herrlichen Rotwein aus der Toskana widmeten.

Für den Abend zumindest konnte uns alles andere so ziemlich gestohlen bleiben.

***

War Marie Avide übergeschnappt, oder war sie es nicht? Diese Frage hatte sich der Küster Cocard in der letzten Zeit schon öfter gestellt, denn er hatte immer über die Aussagen der Frau nachdenken müssen. Er konnte es einfach nicht glauben, dass die Augen in einem blutigen Rot geleuchtet hatten, das musste sie sich einfach eingebildet haben.

So die eine Seite.

Die andere aber sah für ihn anders aus. Er wollte nicht behaupten, dass ihm die Kathedrale nicht geheuer gewesen wäre, manchmal jedoch hatte auch ihn ein Gefühl der Furcht überkommen, wenn er sich mit bestimmten Dingen beschäftigte, die dieses Bauwerk betrafen.

Es gab einfach zu viele Gegensätze. Spätestens seit dem neunten Jahrhundert war die Stadt ein Ort der Marienverehrung, was sich natürlich auch auf die Kathedrale niedergeschlagen hatte, denn die

Figur der Gottesmutter war oft bildlich dargestellt worden und nicht nur an der Kathedrale, sondern auch an anderen Stellen in der Stadt. Gläubige Wallfahrten nach Chartres, das zwar nicht die Bedeutung von Lourdes erreicht hatte, aber von zahlreichen Menschen als Ort des Heils angesehen wurde. Im Sommer herrschte nahe der Kathedrale stets ein großer Trubel, doch um diese Zeit, im April, da lag der Ort noch wie in einem tiefen Schlaf. Erst im Mai würde der Run beginnen, bis dahin musste noch viel getan werden.

Cocard gehörte zu einer Reihe von Küstern, die das Bistum bezahlte. Ebenso wie die Priester und Dekane, die in der Kathedrale ihre Messen abhielten und ebenfalls auf dem Gelände oder etwas außerhalb davon wohnten. Mit keinem dieser Menschen hatte Cocard bisher über Marie Avides Entdeckung gesprochen. Er wollte sich nicht lächerlich machen und hätte diesen Worten auch keine Beachtung mehr geschenkt, wenn es in seinem Innern nicht etwas gegeben hätte, das er als ein unruhiges Gefühl ansah.

Eine rechte Erklärung konnte er dafür nicht geben, es hing einfach mit dem Bauwerk zusammen, das ihm so recht keinen Trost spenden wollte, wie er es von anderen Kirchen her kannte.

Dabei ging es ihm nicht um das stets dämmrige und geheimnisvolle Innere, sondern mehr um den Außenbau. Um die Figuren an den Portalen, die zum Teil verwittert waren und von den Besuchern kaum wahrgenommen wurden, denn die interessierten sich zumeist für das Innere des Gotteshauses. Aber die Frau hatte eben von den Figuren gesprochen und dabei auch eine bestimmte gemeint.

Der Küster war einige Male an dieser Stelle vorbeigegangen. Sie lag am Nordportal der Kathedrale. Er hatte sich die mächtigen Säulen angeschaut, auf denen die Figuren standen, und er hatte dabei auch manch rätselhafte Inschrift entdeckt, wobei ihm besonders eine ins Auge gefallen war.

Sie musste wohl eine bestimmte Szene erklären, die im Stein darüber abgebildet war.

Da war ein Ochsenkarren zu sehen, auf dem ein sargähnlicher Gegenstand lag. Mit einem Sarg hatte der Gegenstand allerdings nicht viel zu tun, es war ein Behältnis, das auf dem Karren lag, der von zwei Ochsen gezogen wurde.

Ein wichtiger Behüter, der die Bundeslade enthalten sollte.

In Stein gehauen, stilisiert, aber auch falsch?

Daran wollte Cocard nicht glauben. Die Baumeister hatten schon gewusst, was sie taten und nicht grundlos diese Motive und Figuren geschaffen. Die Szenen beschäftigten sich mit dem alten Testament, ebenso wie die mächtige Skulptur des altisraelischen Priesterkönig Melchisedek, die ebenfalls am Nordportal der Kathedrale stand. Die Figur hielt einen durch einen Deckel verschlossenen Becher in seiner

Hand. Wissenschaftler hatten sich damit beschäftigt und gemeint, dass es der Heilige Gral wäre, über den so viel geschrieben war. Angeblich sollte der Becher noch einen Stein enthalten, aber nachgeschaut hatte niemand.

Je mehr Cocard darüber nachdachte, umso unsicherer wurde er.

Hatte die Frau Recht gehabt? Hatte sie sich geirrt? Er hätte es gern gewusst, denn dass diese Kathedrale von geheimnisvollen Kräften durchwoben war, davon war er eigentlich immer ausgegangen.

Und Hugo Avide war von einer Hand erschlagen worden, die von einer der Figuren abbrach.

An diesem Abend saß er wieder in seinem Zimmer und dachte nach. Das kleine Fenster lag zum Garten hin. Der Wind bewegte die Zweige der Büsche. Manchmal schlugen die Spitzen gegen die Scheibe oder kratzten draußen über die Fensterbank.

Versonnen starrte der Mann ins Leere. Rätsel über Rätsel türmten sich auf, und er dachte ebenfalls an die Königin von Saba, die eigentlich nicht in die Reihe der Skulpturen hineinpasste, aber sie war am Nordportal abgebildet.

Warum?

Er stand auf.

Ziemlich heftig sogar. Die Tasse klirrte auf der Untertasse und wäre beinahe abgerutscht. Er fühlte sich berufen, dieses Rätsel zu lösen. Nicht grundlos hatte er in den letzten Tagen immer wieder darüber nachgedacht, sich auch mit Literatur versorgt, aber dabei nicht viel herausgefunden, denn in den kleinen Büchern wurde zumeist nur beschrieben und zu wenig erklärt.

Zusammen mit den anderen Bediensteten wohnte er in einem kleinen Haus auf dem Kirchengrundstück. Seine Kollegen befanden sich in ihren Zimmern. Wohl kaum einer würde das Haus jetzt noch verlassen, da machte Cocard die große Ausnahme.

Er ging nie ohne Kopfbedeckung. In seinem Fall war es die Baskenmütze, die er schräg auf seinen Kopf setzte. Das Haar verschwand darunter, und wenig später hatte er den dunklen Mantel übergehängt, denn es war draußen doch frisch.

Der kühle Abendwind streichelte sein Gesicht, als er ins Freie trat. Ein schmaler Weg, von Büschen umsäumt, führte vom Haus weg, und der Küster ließ ihn rasch hinter sich. Er warf einen Blick zum Himmel, der sehr dunkel war, denn das Licht der Gestirne wurde von breiten Wolkenbändern verborgen.

Er hatte es nicht eben eilig, dennoch lief er schneller als gewöhnlich. In ihm steckte eine Unruhe, die ihn antrieb wie ein Motor. Er wollte zum Nordportal der Kirche. Es kam ihm so vor, als stünde genau an dieser Stelle ein gewaltiger Magnet, der ihn anzog.

Es brannten nicht viele Lampen in der Nähe. Erst im Sommer, wenn

die Touristen kamen, würde für eine bessere Beleuchtung gesorgt werden. Jetzt reichten die wenigen Lichter, denn wer hier herging, der kannte sich aus.

Die gesamte Umgebung wurde von der mächtigen Kathedrale überragt. Wo der Küster auch hinschaute, er konnte den Mauern nicht entgehen, und wenn er den Kopf noch höher anhob, dann gerieten die beiden Türme in sein Blickfeld, die wie breite, spitze Bleistifte in den dunklen Nachthimmel hineinragten.

Auch in der Finsternis bot die Kathedrale ein gewaltiges Bild.

Manchen war sie ein Schutz, andere fürchteten sich auch vor ihr.

Besonders wenn die Glocken läuteten, lief vielen Menschen ein Schauer über den Rücken, doch zu dieser Zeit Waren sie still.

Überhaupt sah der Küster keinen Menschen. Er hörte nur die eigenen Schritte auf dem Pflaster, sah die Lichtflecken der Laternen wie schimmernde UFOs über dem Boden schweben und blieb ansonsten in der grauen Schwärze. Irgendwo bellte ein Hund. Das war dort, wo die Häuserzeilen begannen und die Einheimischen sich auf die Besucher freuten. Es gab Bistros und Kneipen.

Nahe der Kathedrale war es immer windig. Das hatte sich an diesem Abend auch nicht geändert. Obwohl die Baskenmütze fest auf seinem Kopf saß, hielt Cocard sie mit der flachen Hand, duckte sich und eilte weiter. Er wusste selbst nicht, weshalb er so schnell lief, er hatte im Prinzip alle Zeit der Welt und hatte sie trotzdem nicht, weil ihn sein Gefühl einfach vorantrieb.

Als er schließlich sein Ziel erreicht hatte, vor dem Nordportal stehen blieb, den freien Platz im Rücken, da musste er zunächst einmal tief durchatmen.

Ich merke doch mein Alter, dachte er und hoffte gleichzeitig, dass er sich nicht zu viel vorgenommen hatte.

Seine rechte Hand holte die Stablampe aus der Manteltasche. Er schaltete sie nicht ein, sondern ließ seinen Blick an der Fassade hoch schweifen, an der sich die Dunkelheit festgeklebt zu haben schien.

Das mit Figuren, Erkern, Simsen und kantigen Vorsprüngen verzierte Mauerwerk wurde an einigen Stellen von langen Bleiglasfenstern unterbrochen, die auch am hellen Tag nie viel Sonnenlicht durchließen, weil die Fenster zahlreiche religiöse Motive zeigten, künstlerisch wertvolle Adaptionen biblischer Szenen, auch farbig gestaltet, sodass viel Licht gefiltert wurde. Manchen Menschen kam das Innere der Kathedrale dann vor wie eine gewaltige Gruft, durch die die Schatten des Todes huschten und nur vom Licht der Kerzen vertrieben wurden.

Jeden Abend wurden frische Kerzen aufgestellt, und es war unter anderem eine Aufgabe der Küster, für Licht zu sorgen.

Der Küster ging einige Schritte zurück, um einen besseren

Blickwinkel zu bekommen.

Am Nordportal standen eben genau die Figuren, auf die es ihm ankam. Drei insgesamt.

Eine von ihnen, die in der Mitte, sollte die Königin von Saba darstellen. Sie stand auf dem Rücken eines geduckt dasitzenden äthiopischen Sklaven, wurde eingerahmt von zwei anderen Skulpturen, für die man nur zur Hälfte eine Erklärung hatte. Rechts von ihr sollte der König Salomon stehen, wer an der linken Seite seinen Platz gefunden hatte, darüber rätselten die Fachleute.

Aber Marie Avide hatte eben die Figur an der linken Seite gemeint. Ihre Augen hatten geglüht, und Cocard wollte nachschauen, ob das in dieser Nacht auch der Fall war.

Er ärgerte sich selbst darüber, dass sein Arm zitterte, als er die Lampe schwenkte. Er knipste sie an und ließ den Lichtarm an der dunkeln Mauer in die Höhe gleiten. Der breite Punkt erfasste den Sockel, auf dem die drei Figuren ihre Plätze gefunden hatten, und der Küster bewegte die Lampe zuerst nach links, wo er dann die Skulptur König Salomons anleuchtete.

Die stand da wie immer.

Mit leicht zur Seite geneigtem Kopf. Einen Arm angewinkelt und die Hand flach gegen die Brust gedrückt.

Cocard war zufrieden, was sich bei ihm durch ein Nicken andeutete. Der Schein glitt an der Figur entlang in die Tiefe, er wurde geschwenkt und erwischte die mittlere der Steinfiguren.

Das war die Königin von Saba.

Für einige Sekunden schaute der Küster auf den geduckt dasitzenden Zwerg unter den Füßen der Königin, bevor er die hellen Arme der Gestalt entlang in die Höhe wandern ließ.

Die Figur der Frau war deutlich zu erkennen. Der Künstler hatte da ein kleines Meisterwerk geschaffen. Selbst die steinernen Gesichtszüge waren sehr weich modelliert worden und wirkten verträumt.

Diese Gestalt strahlte für Cocards Geschmack eine beruhigende Aura aus. Er konnte sich nicht vorstellen, dass von ihr eine Gefahr ausging, aber sie hatte Marie auch nicht gemeint.

Der Beobachter behielt das Ende des Lampenstrahls in Gesichtshöhe und schwenkte die Lampe erst nach einer Weile in die rechte Richtung. Der Kegel würde jetzt das Gesicht der dritten Figur erfassen, dessen Augen laut Marie Avide geleuchtet haben sollten.

Sie leuchteten nicht.

Es leuchtete überhaupt nichts, denn der Strahl erwischte keine dritte Figur, sondern nur das nackte Mauerwerk…

***

Der Küster wusste nicht, was er denken oder fühlen sollte. Innerhalb

eines kurzen Augenblicks war ein Teil des Himmels auf ihn herabgestürzt, er fühlte sich wie begraben, und als er Luft holte, da glaubte er, Schmerzen in seinem Hals zu spüren.

Wo war die Figur?

Sie musste noch auf dem Sockel stehen Er hatte sich geirrt, er war zu schnell gewesen, er hatte einfach in seiner Hektik an ihr vorbeigeleuchtet.

Also wieder zurück.

Der Kegel erwischte das neue alte Ziel. Das Gesicht der Königin von Saba.

Und jetzt, erst in diesem langen, nicht enden wollenden Augenblick kriegte es der Mann mit der Angst zu tun. Zwar hatte er keine glühenden Augen gesehen wie Marie Avide, diese Entdeckung jedoch kam ihm weitaus schlimmer vor.

Die Figur war weg! Weg… weg … weg!, hämmerte es durch seinen Kopf. Es gab sie nicht mehr. Sie war verschwunden. An ihrer Stelle stand stattdessen nichts, nur Mauerwerk, leer und …

Der Küster fing an zu zittern. So stark, dass seine Zähne schon aufeinander schlugen. Die Schauer erwischten ihn wie Peitschenschläge, und er wusste nicht mehr, was er tun sollte. Der Arm sank nach unten. Auf den Boden malte das Ende des Lichtstrahls einen Kreis, der sich ebenfalls zitternd bewegte und sehr unregelmäßig aussah und vergleichbar mit dem Herzschlag des Mannes war.

Die kalte Angst grub eine tiefe Furche in sein Herz. Hinter den Augen spürte er einen irren Druck, als sollten ihm die Augäpfel aus den Höhlen gesprengt werden, und es brauchte seine Zeit, bis der Küster es geschafft hatte, sich wieder einigermaßen zu fangen.

Die Angst aber war geblieben.

Sie bestand aus Hunderten von Bändern, die von unten nach oben seinen Körper umspannten und auch das Herz wie eine Klammer hielten. Die Angst ließ ihn zittern, sie kam in einer neuen Welle, aber sie flachte diesmal schneller ab.

Wo befand sich die dritte Figur?

Sie war schwer, sie wog zu viel, als dass sie von Menschenhand hätte getragen werden können. Man brauchte schon einen Kran, um sie abzunehmen, das aber wäre aufgefallen und hätte sich sicherlich sehr schnell herumgesprochen.

Wie also war sie verschwunden?

Er leuchtete noch einmal hin, um sich davon zu überzeugen, dass er sich nicht alles eingebildet hatte.

Die Stelle war leer.

Wieder sank die Hand mit der Lampe nach unten. Der Schein zeichnete sich wie ein dünner Knochenarm auf dem Boden ab, als

hätte ein Skelett ihn verloren.
Der Küster wusste nicht, was er tun sollte. Er selbst fühlte sich einfach zu schwach, um nach einer Erklärung zu suchen. Er brauchte jetzt einen Menschen, mit dem er über dieses Phänomen sprechen konnte, doch wer hätte ihm schon geglaubt?
Es gab jemand.
Marie Avide, doch um diese Zeit wollte er sie nicht stören und ihr keine weitere schlaflose Nacht bereiten. Nein, so rücksichtslos wollte er nicht sein.
Und seine Vorgesetzten informieren? Die würden ihn auslachen, bestimmt auch der Vertreter des Bischofs, den er ziemlich gut kannte. Sie würden ihn für einen Spinner halten und sich möglicherweise erst gar nicht den Beweis zeigen lassen.
Nein, das war keine Lösung. Es musste aber einen Weg geben, und den gab es auch.
Für ihn allein. Das hieß im Klartext, dass er ihn ohne Begleitung und Hilfe gehen würde. Er hatte das Fehlen der Figur entdeckt, und er würde auch nach einer weiteren Erklärung suchen und sie finden. Davon ging er aus.
Das Portal war nicht weit entfernt. Wie ein Betrunkener taumelte er darauf zu, die Lampe in der rechten Hand haltend und nicht darauf achtend, dass sich der Lichtkegel in seinem Gehrhythmus bewegte. Er zuckte einige Male über den Boden, als wollte er in die Erde eintauchen und auch den Mann mit hineinziehen.
Gegen die schwere Tür lehnte er sich mit der linken Schulter und holte zunächst einmal Luft.
Er hatte den Eindruck, als wäre die ganze Welt über ihm zusammengebrochen. Der Himmel stürzte ein, und gleichzeitig war der Boden, auf dem die Kathedrale stand, bis in die Grundfesten erschüttert worden. In seinen Knien vibrierte es, im Kopf bekam er die dumpfen Schläge mit, und er beugte sich nach vorn, um sich gegen die schwere Klinke zu stemmen, damit er sie nach unten drücken konnte.
Es gab um diese Zeit keinen Grund, die Kathedrale abzuschließen. Erst in der Hochsaison war sie während der Nachtstunden geschlossen, um allzu Neugierigen vorzubeugen.
Der Küster musste sich anstrengen, um die Tür aufzuschieben.
Sie bewegte sich nur sehr schwerfällig, sie stöhnte auch in den Angeln, und wenig später hatte der Mann die Schwelle überschritten.
Er ging auch jetzt noch schwankend, als er in das gewaltige und von einer irgendwie eisigen Kühle durchwehte Gotteshaus wankte.
Er kannte es gut, er hatte sich hier immer wohl gefühlt, bis zu diesem Abend eben, kam ihm das Innere vor wie eine riesige Gruft, die nur darauf gelauert hatte, ihn gefangen zu nehmen.
Eine sehr hohe Decke, breite Gänge, die geschnitzten Bankreihen, die

wie ein dunkler, schwebender Fluss nach vorn hin verschwanden. Die Gemälde, die Figuren auf den Sockeln und an den Wänden, all das kannte er und nahm es nicht wahr.

Die beiden breiten Seitenschiffe verschwanden ebenfalls in der Dunkelheit, aber vorn, wo der prächtige Hochaltar seinen Platz gefunden hatte, war es heller.

Dort tanzten die kleinen Flammen auf den Dochten der Kerzen und erhellten ein wenig das Gotteshaus.

Auch in den Seitengängen flackerten die Kerzenlichter.

Der Küster keuchte. Noch immer hatte er seine Überraschung nicht verdaut. Er brauchte jetzt einen Platz, wo er sich ausruhen konnte. Da kam ihm die letzte Bankreihe gerade recht.

Für einen Moment blieb er noch im Mittelgang stehen und schaute auf das Muster der Steine, die den Boden bedeckten. Er hatte das Gefühl, als würden sie sich bewegen wie Wellen, ihm entgegenquellen, um sich einen Moment später wieder zurückzuziehen.

In der Kirche war es kalt. Es war hier eigentlich nie warm, auch nicht im heißesten Sommer, dafür sorgten die dicken Mauern.

Er schauderte zusammen, als er sich nach links bewegte und sich in die schmale Bankreihe hineindrückte. Schon nach dem ersten Schritt ließ er sich auf der dunklen Sitzfläche nieder, blieb erst einmal dort hocken und drückte die Beine vor.

Er legte die Hacken auf die Kniebank, schloss für einen Moment die Augen und hoffte darauf, dass ihm das Innere der Kathedrale wieder diese Ruhe vermittelte, die er gewohnt war.

Nicht heute.

Der Küster blieb nervös und aufgeregt. Auch sein Herzschlag hatte sich nicht beruhigt. Immer wieder pumpte er, das Blut war in den Kopf gestiegen, es rauschte, und als der Mann die Hände falten wollte, da merkte er, dass sie noch immer zitterten.

Die Lampe hatte er neben sich auf die Bank gelegt und ausgeschaltet. Er brauchte sie nicht mehr. Es war zwar nicht hell, doch das Licht reichte aus, umsehen zu können.

Erst jetzt, als er einigermaßen Ruhe bekam, wurde ihm noch einmal bewusst, was da geschehen war. Er schaffte eine für ihn zufrieden stellende Analyse, und es blieb die Tatsache bestehen, dass es die dritte Figur nicht mehr gab.

Sie war verschwunden! Weg… jemand musste sie entfernt haben. Das wiederum war nicht möglich, weil die Figur einfach zu viel wog.

Nein, da musste es einen anderen Grund geben.

Wieder fielen ihm die Aussagen der Frau ein. Sie hatte von den glühenden Augen gesprochen. Und Augen glühten oder lebten nur, wenn die Person selbst auch am Leben war.

Sollte das… sollte das bedeuten, dass die steinerne Skulptur zum Leben erwacht war?

Ein lebendes Denkmal!

Der Küster erschrak über seine eigenen Folgerungen. Er wollte sie nicht akzeptieren, denn das war nicht möglich. So etwas konnte es einfach nicht geben, nein, das…

Aber wie sonst…?

Ein Geräusch riss ihn aus seinen Gedanken. Augenblicklich versteinerte er auf der hölzernen Kirchenbank, obwohl das Geräusch völlig normal zu erklären war.

Hinter ihm hatte jemand die Tür geöffnet.

Er hörte Schritte.

Sie fiel wieder zu.

Zögernd und schleifend, als hätte die Person Furcht davor, die Kathedrale zu betreten.

Cocard gelang es, die eigene Furcht zu überwinden. Noch im Sitzen drehte er sich soweit um wie eben möglich.

Er sah die Gestalt, die die Kirche betreten hatte. Sie war noch zu weit entfernt, um sie genau erkennen zu können. Sie trug dunkle Kleidung, und das bleiche Gesicht schwebte wie ein heller Schatten über dem Boden.

»Cocard…?« Die zittrige und hell klingende Frauenstimme sprach ihn an. Dem Küster fiel ein großer Stein vom Herzen, denn er hatte die Stimme erkannt.

Langsam stand er auf und rückte dabei ein Stück zur Seite. »Du bist es, Marie?«

»Ja.« Sie war neben der Bank stehen geblieben und nickte zweimal »Ich bin es.«

»Setz dich.«

»Darf ich denn?«

»Sicher.«

Die Frau schob sich in die Bank. Sie hatte ein dunkles Tuch um ihren Kopf gebunden, sodass nur das Gesicht frei blieb.

Klein und schmal wirkte sie, als sie neben dem Küster in der Bank saß. So sah eine Frau aus, die Furcht hatte, und Cocard legte seine Hand auf die der Frau. Er spürte die kalte Haut, und er hatte einfach den Drang, sie zu trösten. »Bitte, Marie, es wird alles wieder gut werden.«

»Das hoffe ich«, flüsterte sie.

»Warum bist du gekommen? Darf ich dich das fragen?«

Sie atmete zunächst aus und nickte. Dann erst gab sie ihre Antwort. »Ich musste einfach kommen«, sagte sie. »Es… es war das Gefühl in mir, das mich hertrieb. Ich lag schon im Bett, konnte aber nicht schlafen, weil ich spürte, dass es eine besondere Nacht ist. Ich musste

raus, weil ich mir in meiner Wohnung wie in einem Gefängnis vorkam.« Sie hob die Schultern. »Es ist sicherlich schwer zu begreifen, aber so und nicht anders hab ich eben gedacht.«

»Ja, ich verstehe dich. Und dann?«

»Ich bin gegangen. Allein. Mir ist kein Mensch begegnet. Als läge plötzlich über dieser Stadt ein Fluch, so kam es mir vor. Niemand sah mich, ich sah auch keinen, und ich hatte den Eindruck, durch einen sehr dichten Sumpf zu gehen.«

»Warum zur Kirche?«

»Das weiß ich nicht…«

»Ein Drang?« Er ließ nicht locker und schaute die Frau von der Seite her an.

Sie nickte. »Ja, so kann man es nennen. Es ist ein innerer Trieb gewesen.«

Cocard stöhnte. »Wie bei mir«, sagte er. »Genau wie bei mir. Du kannst es dir nicht vorstellen.«

Marie Avide schwieg zunächst. Sie musste ihre Gedanken sammeln. Dabei schaute sie sich um, und machte den Eindruck eines Touristen, der die Kirche zum erstenmal von innen sah, so fremd wirkte ihr Gesichtsausdruck. »Es ist komisch«, murmelte sie.

»So habe ich dieses Gotteshaus noch nie empfunden.«

»Wie meinst du das?«

»So fremd… und …«, sie stockte.

»Rede weiter.«

»Gefährlich«, hauchte sie und schüttelte sich. »Richtig unheimlich und gefährlich.«

Cocard beugte sich nach vorn und stöhnte leise auf. »Ich weiß es«, sagte er. »Verdammt noch mal, ich weiß es.« Er fluchte an diesem Ort. »Es ist etwas passiert, und es hat uns beide erwischt. Nur uns beide, Marie, glaube mir.«

»Passiert?«, echote sie. »Was denn? Ich habe nichts gesehen, nur gefühlt, verstehst du?«

Er strich über ihre Schulter. »Ja, ich kann dich gut verstehen, Marie Es ist alles klar. Ich bin…«, seine Stimme versagte »Himmel, warum fällt es mir denn so schwer, darüber zu reden?«

»Worüber?«

Cocard sah die feuchten Augen der Frau. Sehr dicht saßen die beiden Menschen zusammen. Ihre Körper berührten sich, als wollten sie sich gegenseitig schützen »Hast du es wirklich nicht gesehen, oder willst du darüber nicht reden?«

»Bitte… worüber denn?«

»Vor dem Eingang«, flüsterte er, »über dem Portal. Da ist es dann passiert.«

Das Gesicht der Frau zeigte Zweifel. Es war so blass geworden, dass

die Adern unter der dünnen Haut wie kleine, zitternde Wasserarme hervortraten. Ihre Hände strichen unruhig über die Oberschenkel. »Nein, da habe ich nichts gesehen«

»Bon, du…«

Sie ließ ihn nicht ausreden. »Was ist denn da gewesen? Jetzt hast du mich neugierig gemacht.«

Der Küster musste sich erst räuspern, um klar sprechen zu können. »Da standen doch die Figuren, nicht wahr?«

»Ja, die drei. Wieso standen?«

»Warte, Marie, warte. Du hast mir erzählt, dass eine davon blutige Augen gehabt haben soll.«

»Richtig.«

»Kannst du dich noch daran erinnern, welche der drei Figuren es gewesen ist?«

Marie Avide wunderte sich über die Frage, spürte aber, dass eine Antwort wichtig war und hakte deshalb nicht nach. »Ja, das kann ich. Ich muss mich nur noch einmal…«, murmelte sie und hob die Arme an. Mit dem rechten Zeigefinger tippte sie ins Leere, als wollte sie gewisse Gegenstände berühren oder sie noch einmal vor ihrem geistigen Auge nachzeichnen »Es hat ja gestürmt und geregnet. Wenn ich mich recht erinnere«, murmelte sie, »muss es die rechte gewesen sein.«

»Gut. Welche rechte?«

»Wie meinst du das?«

»Die rechte, wenn man vor dem Portal steht?«

»Ja.«

Cocard lehnte sich zurück und stöhnte hörbar auf. »Ja«, sagte er mit leiser Stimme. »Genau das ist es. Du hast die Figur gesehen, Marie, die es nicht mehr gibt.«

Die Frau brauchte Zeit, um mit dieser Antwort zurechtzukommen. »Wieso? Was meinst du damit?«

»Sie ist verschwunden!«

Ein Satz, drei Worte. Marie hatte ihn gehört. Sie glaubte, ins Leere zu fallen. Plötzlich spürte sie keinen Widerstand mehr. Die harte Kirchenbank war verschwunden. Sie schwebte irgendwo über dem Boden und war nicht einmal sicher, noch ein Mensch zu sein. Kälte floss durch ihre Adern, während das Blut durch den Kopf wie ein heißer Strom rauchte. Sie kam mit dieser Antwort nicht zurecht und drehte schließlich den Kopf, um den Mann anzuschauen.

»Ja, du hast dich nicht verhört, Marie. Eine Figur ist dort verschwunden.«

»Wieso?« Sie stellte die Frage, ohne einen richtigen Hintergrund zu haben.

»Ich weiß es nicht«, gab der Küster zu. Er hob die Schultern. »Ich

weiß es wirklich nicht.«

»Man wird sie abtransportiert haben«, vermutete die Frau.

»Nein, Marie, nein. Denk mal daran, wie schwer eine solche Figur ist. Überlege genau…«

»Aber es gibt doch Hilfsmittel, denke ich.«

»Das hätte man sehen müssen.«

»Ja, stimmt, stimmt genau. Hast du denn eine Erklärung dafür, wie sie verschwunden sein könnte?«

Der Küster hob die Schultern. Natürlich hätte er ihr von seiner Vermutung etwas sagen können, aber das wollte er auf keinen Fall.

Diese Person sollte nicht noch mehr Angst bekommen, sie hatte schon zu viel erlebt. Und wer würde ihm schon glauben, dass eine Jahrhunderte alte Steinfigur zum Leben erwachte?

»Dann hat sie uns geholt, nicht?«

Cocard war von der Frage überrascht worden. »Wie hast du das gemeint?«, fragte er.

»Sie holte uns. Ihre Stimme. Ihr Geist oder so. Sie war der Magnet. Sie will etwas von uns.«

»Aber sie ist weg, Marie.«

»Das möchte ich sehen.«

»Dazu müssten wir die Kirche verlassen.«

»Ja, lass uns gehen.« Sie war eine Frau der Tat und schlüpfte direkt nach dieser Antwort aus der Bankreihe. Einen scheuen Blick warf sie noch dem in Dunkelheit und Kerzenlicht schwimmendem Hochaltar entgegen, dann zog sie sich zurück.

Der Küster folgte ihr. Die Kirche war für ihn bisher ein Hort der Geborgenheit gewesen, nun aber kam sie ihm kalt, nüchtern und fremd vor. Als wollte ihn das Gotteshaus nicht mehr haben.

Er schlug das Kreuzzeichen.

Daraufhin ging es ihm besser.

Er drehte sich langsam um. Seine Beine fühlten sich steif an, als wären die Venen dabei, allmählich zu versteinern. Wurde er zu Stein und die Figur zu einem Menschen?

Unsinn, Quatsch! Gedanken, die jeglicher Grundlage entbehrten.

Er wollte darüber nicht spekulieren und ging Marie entgegen, die ihn vor der breiten Tür erwartete. Kaum war er neben ihr stehen geblieben, da sagte sie etwas, das ihn erschütterte. »Ich habe Angst, Cocard, ja, ich habe Angst.«

»Wovor?«

»Ich weiß es selbst nicht. Es kam so plötzlich über mich. Wie Fieber oder Schüttelfrost. Hast du denn nichts gespürt?«

»Nein.« Er griff nach der schweren Klinke und sah, dass Marie etwas beruhigter war.

»Vielleicht habe ich mir das alles nur eingebildet und bin nicht mehr

als eine ängstliche alte Schachtel, die nicht mehr in die heutige Zeit hineinpasst.«

Der Küster hatte die Tür öffnen wollen. Nun hielt er inne und schaute die Frau an. »Nein, Marie, das darfst du auf keinen Fall sagen. Das stimmt nicht.«

»Komm, lass uns gehen.«

Cocard stemmte die Tür auf. Der kalte Wind traf sein Gesicht.

Plötzlich überkam auch ihn die Furcht. Er verglich sich mit einem Soldaten, den der nächste Schritt über die Grenze hinweg in das Feindesland führte. Anders jedenfalls war es nicht zu erklären.

Wieder beschwerten sich die Angeln mit ächzenden Geräuschen, als die Tür zufiel. Von seinen Gefühlen sagte der Küster lieber nichts. Er wollte Marie nicht beunruhigen, aber sie sah auch so, was mit ihrem Begleiter los war. Cocard ging, als habe er Angst davor, geschlagen zu werden.

Mit langsamen Schritten bewegte er sich auf den Platz hinaus.

Sein Herz klopfte noch immer schneller als sonst. Alle paar Sekunden schaute er sich ängstlich um.

Cocard hatte seine Stablampe mitgenommen, sie noch nicht eingeschaltet. Er stellte sich dort hin, wo er auch beim erstenmal gestanden hatte und wartete auf Marie.

Auch sie ging sehr langsam, als wäre sie dabei, fremdes Terrain zu betreten. Sie schaute sich dabei um, setzte einen Fuß behutsam vor den anderen, bekam das Zittern und drückte sich an den wartenden Küster. »Es ist so komisch hier. Die Luft ist anders. Da… da schwebte etwas …«

»Ja, kann sein.« Er räusperte sich. »Willst du es sehen, Marie! Soll ich dir die Stelle zeigen?«

»Ja, natürlich!«

»Dann gib Acht.« Er hob den rechten Arm und schaltete die Lampe ein, als er sich in einer waagerechten Haltung befand. Der Kegel traf die mittlere Figur, dann wanderte er weiter und erwischte die leere Stelle.

»Da!«, sagte er. »Da hat sie gestanden…«

Marie Avide nickte. Denken konnte sie nicht. Die Bewegung war rein automatisch gewesen. Sie starrte hin, sie sah trotzdem nichts, sie spürte nur, dass die Knie anfingen zu zittern. Was sie hier erleben musste, war unfassbar, aber die Augen täuschten sie nicht.

Die dritte Figur war verschwunden!

Beide hörten ihren eigenen Atem, und beide waren nicht in der Lage, auch nur das Fragment eines Kommentars abzugeben.

Schließlich wischte der Küster den Schweiß von der Stirn. »Ich stehe vor einem Rätsel, Marie. Es ist das Rätsel meines Lebens…«

»Ich auch.«

»Du hast doch gesehen, dass die Augen…«

»Ich weiß es jetzt«, sagte sie. »Die Augen waren rot, sie lebten. Mein Gott, die Figur, die… die ist lebendig geworden. Sie hat jetzt eine böse Seele.«

»Hier an der Kirche soll das geschehen sein?«

»Ja«, keuchte die Frau. »Gerade hier. Denk daran, welche Figuren du manchmal siehst. Das sind Dämonen, das sind Teufel, deren Anblick tiefe Angst einjagen kann.«

Er stimmte ihr nickend zu »Das sehe ich jetzt auch so, Marie. Aber wir müssen uns darauf einstellen, dass…« Ein Knirschen in seinem Rücken ließ ihn verstummen.

Auch Marie sprach nicht Sie hatte das Geräusch ebenfalls gehört und versuchte nun, es einzuordnen.

Knirschen… Steine, dachte sie. Als würden zwei Steine mit rauen Oberflächen gegeneinander gerieben. Eine für sie schreckliche Vision, wenn sie an die Figur dachte.

Eine Figur, die lebte? Marie Avide hatte plötzlich das Bedürfnis, schreien zu müssen, aber dieser Laut blieb ihr schon beim Versuch im Halse stecken.

Ein dumpfer Laut folgte dem Kratzen. Der Boden in ihrer Nähe vibrierte leicht, aber die beiden Menschen wagten nicht, sich zu bewegen. Sie waren plötzlich zu Stein geworden.

Ohne es recht zu merken, hatte sich Marie an den Arm des Küsters festgeklammert. Ihre Finger gruben sich durch den Stoff der Kleidung in die Haut, wo sie regelrechte Kuhlen hinterließen.

Der Mann merkte es nicht einmal. Er war irgendwo gefühllos geworden, und als er das zweite dumpfe Geräusch hörte, da riss bei ihm die Starre entzwei.

Er drehte sich um.

Marie hatte ihn nicht losgelassen. Auch sie erfasste die Bewegung, allerdings weiter außen, sodass sie in einen größeren Kreis hineinstolperte. Ein leiser Laut des Entsetzens drang dabei aus ihrem Mund, denn zugleich sahen die beiden, wer da vor ihnen stand.

Die Figur von der Mauer.

Und ihre Augen leuchteten in einem tiefen, dunklen Rot!

***

Die Welt war für beide nicht mehr die, die sie einmal gewesen war.

Innerhalb einer kurzen Zeitspanne hatte sie sich völlig verändert und gedreht. Sie bestand nur mehr aus einem kleinen Ausschnitt, der bei ihnen begann und an der Figur endete.

Was zwischen ihnen lag, war die reine nackte Gefahr, die Angst davor, das Leben zu verlieren.

Beide waren nicht fähig, auch nur den leisesten Schrei abzugeben.

Der Schreck hatte ihre Stimme vernichtet, sie spürten den Dunstkreis des Todes, der sich ihnen noch weiter näherte, als die Figur einen weiteren Schritt nach vorn ging. Das intensive Rot der Augen strahlte sie an. Es war nicht hell, sondern düster, ein reines Höllenlicht, als hätte der Teufel zwei Laternen in den Augen hinterlassen. Die Arme hingen rechts und links der Gestalt herab nach unten, die Hände waren gestreckt, der Kopf starr erhoben, und der folgende Schritt brachte die Figur noch näher an die Opfer heran.

Greifbar nah.

Dann der Schlag.

Von unten nach oben raste der Arm. Es traf den Küster zuerst.

Die harte Steinhand hämmerte mit ungeheurer Wucht unter sein Kinn. Der Kopf wurde ihm in den Nacken gerissen. Er selbst glaubte, dass er einfach in die Höhe flog, er hörte noch überlaut das Knacken der Kieferknochen, dann prallte er schon auf den harten Boden und blieb bewegungslos liegen.

In diesem Moment erwachte Marie aus ihrer Erstarrung. Sie hatte gesehen, wie schnell sich der Arm nach oben bewegen konnte, und sie hatte dabei sogar das Gesicht erkennen können. Es war nicht mehr das, das sie kannte, sondern ein breites, graues, leicht bräunlich schimmerndes Etwas mit einer breiten Nase, einem ebenso breiten Mund und eben den roten Glutaugen – ein Monster.

Es würde auch sie töten, und genau diese Gewissheit ließ den Überlebenswillen in ihr hochschnellen. Marie konnte selbst nicht sagen, wieso sie auf einmal rennen konnte.

Sie nahm die Beine in die Hand, sinnbildlich ausgedrückt. Sie rannte schreiend wie eine Furie über den großen Platz. Ihre Füße hämmerten auf das Pflaster, sie spürte das Böse im Nacken, dämonische Kräfte jagten sie. Es war einfach das Andere in ihr, das sich nicht mehr vertreiben ließ.

Sie wusste nicht einmal, wohin sie der Weg führte. Marie wollte nur diesem Grauen entfliehen, wobei es ihr schon wie ein Wunder vorkam, dass sie nicht ausrutschte oder über ihre eigenen Füße stolperte. Eine intervallweise eingeschaltete Sirene begleitete sie. Das glaubte Marie zumindest, bis ihr bewusst wurde, dass sie es ja war, die schrie, aber immer erst nach einem erneuten Luft holen.

Die dunkle Welt um sie herum führte einen makabren Tanz auf.

Alles befand sich in einer ständigen Bewegung, es rotierte, es tanzte. Sie sah irgendwo Lichter, zwischen denen sich tiefe Schattenschluchten aufgetan hatten, und noch immer lief sie weiter.

Bis sie die Arme auffingen.

Sie fiel und federte hinein. Die Arme hielten die Frau fest, die sich plötzlich verzweifelt wehrte und um sich schlug.

Ein schriller Pfeifton gellte in ihren Ohren. Der Mann, der sie

festhielt, fluchte, er sprach auf sie ein, während er gleichzeitig sein Gesicht schützte.

Ein anderer Schatten kam hinzu, etwas Kaltes legte sich um ihre Handgelenke, und Marie wusste nicht, dass es Handschellen waren. Sie merkte auch, dass man sie abführte. Sie kam erst wieder zu sich, als sie in der Polizeiwache saß und von besorgten Gesichtern angeschaut wurde.

Man reichte ihr Kaffee und einen Cognac.

Sie trank ihn, und plötzlich konnte sie reden. Sie sagte nur einen Satz, der aber trieb den Polizisten den Schrecken in die Gesichter.

»Cocard ist tot. Die Figur hat ihn erschlagen. Er liegt vor der Kathedrale…«

***

Das Licht war so grell, dass Marie nicht hineinschauen konnte.

Deshalb stand sie außerhalb und schaute zu, wie die Männer der Mordkommission ihrer Arbeit nachgingen. Bisher hatte sie das nur in Filmen gesehen. Das in der Realität zu erleben, erschreckte sie schon, auch deshalb, weil sie unmittelbar damit zu tun hatte. Sie wunderte sich gleichzeitig darüber, woher die Menschen gekommen waren, die den Schauplatz des Geschehens umstanden.

Man hatte ihr einen Klappstuhl gegeben und ihr gesagt, dass sie sich zur Verfügung halten sollte. Wie ein Häufchen Elend hockte die da, umweht vom Wind der Nacht, der an ihrem Kopftuch zerrte.

Sie dachte, und sie dachte doch nicht. Bilder entstanden vor ihren Augen, zerflossen wieder, kehrten zurück, und sie sah immer wieder das Blut, das aus dem Kopf des Toten geströmt war und einen roten Spiegel um die Haare gelegt hatte.

Blut, so rot wie die Augen des Mörders. Das Licht der Hölle, an das sie sich nicht mehr erinnern wollte, was allerdings kaum möglich war, denn immer wieder stiegen die schrecklichen Bilder hoch.

Sie schrie.

Es musste hinaus, sie konnte nicht mehr, bis ihr die Stimme versagte, sich auch ein Arzt um sie kümmerte, der ihr eine Spritze gab, die augenblicklich wirkte.

Marie wurde ruhiger. Sie fühlte sich auch wieder besser. Ihr Atem ging normal, der große Druck der Angst war verschwunden, und einer der Uniformierten blieb so lange bei ihr, bis der Chef an ihre Seite trat und sich bei ihr erkundigte, wie es ihr ging.

Sie hob nur die Schultern.

»Können Sie reden, Madame?«

»Was wollen Sie wissen«

»Alles!«

Sie hob den Kopf und schaute in das Gesicht des Polizisten. »Und Sie

werden mir auch glauben?«

»Das wird sich herausstellen, Madame.«

Maries Aussage in der Polizeistation war nicht vergessen worden. Der Mann, der sich als Inspektor Gramur vorstellte, kam darauf zu sprechen. »Sie sollen gesagt haben, Madame, dass der Mann von einer Figur erschlagen worden ist. Ich meine, er sieht ja schlimm aus, aber das wird Sie sicher nicht interessieren. Habe ich mich da geirrt?« Er hatte seine Fragen etwas holprig gestellt, da er mit gewissen Dingen nicht zurechtkam. Für ihn war das alles recht dubios. Er konnte sich auch vorstellen, dass Madame Avide an irgendwelchen Einbildungen litt.

»Ja«, sagte die Frau schlicht.

Gramur räusperte sich. Es zischte durch die Zähne. »Also von einer Figur.«

»Ja.« Wieder nur das eine Wort.

»Figuren oder Skulpturen leben bekanntlich nicht, Madame, das ist auch Ihnen bekannt.«

»Sicher.«

»Woher kam die Figur?«

»Als wir uns drehten, stand sie vor uns. Sie musste ihren Platz auf dem Sockel über dem Portal verlassen haben.«

Gramur schluckte. »Aha, verlassen.« Er verdrehte die Augen und fühlte sich wie jemand, der auf den Arm genommen werden sollte.

Hätte ein Gangster neben ihm gesessen, er hätte genau gewusst, was zu tun war. Bei dieser Frau aber konnte er so nicht reagieren.

Wenn sie irgendeine Krankheit hatte, war das nicht ihre Schuld. Er blieb trotzdem normal und fragte weiter. »Können Sie sich das erklären, Madame Avide?«

»Nein!«

Er grinste, ohne es zu wollen. »Also keine Erklärung, nicht?«

»Richtig.«

»Sie könnten mir natürlich den Platz zeigen, wo sich die Figur einmal befunden hat.«

»Das schon.«

»Sollen wir hingehen?«

Madame Avide schaute zu ihm hoch. Ihre Augen sahen aus als würde dunkles Wasser über die Pupillen rinnen. Die Lippen zuckten ebenso wie die dünne Haut am Kinn. »Sie sollten Acht geben«, sagte sie leise. »Es ist nicht ungefährlich.«

»Ja, das glaube ich Ihnen sogar.« Er reichte ihr den Arm. »Darf ich Ihnen helfen?«

Marie nickte. Sie ließ sich hochziehen. Nebeneinander gingen die beiden über den Platz, verfolgt von den Blicken der Mitarbeiter.

Der Inspektor bemerkte das Zittern der Frau. So ganz ruhig geworden

war sie nicht, und er war gespannt, wie die Nordseite der Kathedrale an dieser bestimmten Stelle aussah.

Bisher hatte sich Gramur für Kirchen und deren schmückendes Beiwerk nicht interessiert. Er hatte es hingenommen, aber seine Sorgen waren das nicht. Dort, wo der Tote gefunden worden war, hatte sich eine helle Lichtinsel gebildet. Die Standscheinwerfer schickten ihre grellweißen Strahlen in die Finsternis. Die Mitarbeiter des Inspektors bewegten sich wie Geister durch die Helligkeit.

In der Nähe standen noch einige Gaffer. Marie wurde angesprochen, gab aber keinen Kommentar.

Als sie stehen blieb, konnten beide auf den Eingang schauen.

»Über ihm hat die Figur gestanden, Monsieur.«

»Als einzelne Skulptur?«

»Nein, in einem Dreierverbund.«

»Gut, dann müsste eine Lücke vorhanden sein.«

»Das denke ich auch.«

»Moment noch, Madame.« Gramur ließ die Frau stehen und sprach mit seinen Männern. Ein Standscheinwerfer wurde auf das Portal ausgerichtet.

»Jetzt werden wir es sehen, Madame.« Marie nickte. Sie war nervös. Ihre Finger zuckten, und plötzlich hatte sie das Gefühl, dass alles anders war. Obwohl sie nicht in dem Licht stand, zwinkerte sie, als der breite Lichtbalken schräg in die Höhe glitt und die Figuren über dem Portal erwischte. Sie waren da.

Nicht zwei, sondern drei.

Und Marie verstand die Welt nicht mehr, als sie den Mörder an seinem Platz stehen sah…

***

Wir waren in Chartres eingetroffen, hatten unsere Zimmer belegt und uns anschließend getrennt, weil wir uns erst einmal ein Bild von der Stadt und natürlich auch von der Kathedrale machen wollten. Suko und Bill gingen gemeinsam, während ich allein blieb.

Es war ein Bauwerk, auf das jeder Baumeister hätte stolz sein können. Ich kam mir so zwergenhaft klein vor, als ich in der Nähe der Kathedrale stand und an ihr hochschaute. In einem Kiosk hatte ich mir ein kleines Buch gekauft und einiges über die Kathedrale gelesen. Mich interessierte in diesem Fall weniger die Geschichte und ihre Entstehung, sondern das Bauwerk jetzt, und es verfehlte seine Wirkung auf mich keinesfalls, als ich es langsam umwanderte.

Ich hatte die Kathedrale zuvor von innen gesehen und war seltsam berührt gewesen von den Spitzbogenfenstern mit dem Bleiglas, das Motive aus biblischen Geschichten zeigte und dafür sorgte, dass das Innere der Kirche von solch ungewöhnlichem Licht erhellt wurde. Ich

hatte die Strebepfeiler, die Spitzbogen und die Wände betrachtet, die Harmonie bewundert.

Aus den Beschreibungen des kleinen Führers wusste ich, dass hier nichts dem Zufall überlassen worden war. Das gesamte Gebäude war nach großen religiösen Mysterien entworfen worden, man hatte im Muster der Fliesen geheime Botschaften versteckt, und die Baumeister mussten sich der Gematria bedient haben, einer althebräischen Form der Codierung, bei der die Buchstaben des Alphabets durch Zahlenwerte ersetzt wurden. So konnten gewisse Botschaften innerhalb eines Bauwerks versteckt werden, denn der hohe Klerus, zumeist Baumeister, wollte nicht, dass jeder Mensch derartige Botschaften verstand.

Jede Skulptur und jedes Fenster war ein kleines Kunstwerk. Man musste viel Zeit aufbringen, um sich mit diesen herrlichen Einzelheiten zu beschäftigen. Die Zeit hatte ich nicht. Es stellte mich schon zufrieden, einen ersten Eindruck vermittelt zu bekommen, außerdem suchten wir hier nach Spuren, die uns tief in die Vergangenheit führten, in die Zeit Meleniks. Diese Kathedrale war kurz vor der Zerstörung der Wand noch einmal wie ein Schattenbild erschienen, und ich wurde das Gefühl einfach nicht los, dass uns das Orakel noch einmal eine letzte Botschaft hatte übermitteln wollen.

Gleichzeitig war sie auch ein Rätsel gewesen. Bisher hatte ich nichts gesehen, was uns auf unsere erste Spur zurückgeführt hätte.

Bei meinem Rundgang hatte ich Suko und Bill getroffen. Auch sie waren von dem Bauwerk angetan gewesen, obwohl sie ihr Geheimnis bisher nicht hatten ergründen können.

Wir wollten uns in einem der in der Nähe liegenden Cafés treffen. Noch war es nicht so warm, dass Tische und Stühle draußen standen, doch auch im Innern dieser kleinen Läden konnte es gemütlich sein, denn Touristen waren zum Glück Mangelware.

Ich hatte zum zweitenmal auf meiner Wanderung das Südportal erreicht und brauchte jetzt einfach einen Schluck Café oder Wasser, dazu einen guten Cognac oder ein Glas Wein.

In der Nähe befanden sich einige kleine Lokale, ich konnte mir eines aussuchen. Bill und Suko würden mich sicherlich hier finden, außerdem wollte ich mich ans Fenster setzen.

Ich schaute mir die Lokale an, eigentlich mehr wie nebenbei, denn ich schlenderte gleichzeitig auf sie zu.

Dann passierte etwas, das mich wie aus einem tiefen Traum schreckhaft hervorriss. Gegenüber dem Südportal lag ein Café, dessen Name mich fast umhaute. Ich schaute zweimal hin, noch ein drittes Mal, aber es stimmte. Die Schrift verblasste nicht, sie war keine Täuschung, über dem Eingang stand sie tatsächlich.

La Reine de Saba.

Meine Kehle war trocken geworden. Ich kam mir vor wie jemand, der im Sumpf steckte und verloren war. Mehrmals wiederholte ich den Namen, schüttelte den Kopf und stellte fest, dass sich in dem Fenster das Licht der Sonne spiegelte, die schon schräg stand.

Das war doch mein Ziel!

Ich ging jetzt schneller, denn ich wollte mehr über diesen Namen wissen. Es musste einen Grund geben, weshalb man das Café so genannt hatte, und ich hoffte, dass mich jemand darüber informieren konnte.

Als ich die Tür aufschob und mich umschaute, ließ ein Kellner seine Zeitung sinken. Ein Radif dudelte in der Ecke. Hinter der Theke stand eine Frau und putzte Gläser. Zwei ältere Männer hockten an einem runden Tisch zusammen und schlürften ihren Wein.

Ich grüßte und schaute mich nach einem günstigen Platz am Fenster um. Das Gehen hatte mich etwas angestrengt, so war ich froh darüber, mich setzen zu können.

Der Kellner hatte die Zeitung zur Seite gelegt und kam auf mich zu. Er war schon älter, hatte graues Haar und war mit einer schwarzen Hose, einem weißen Hemd und einer ebenfalls schwarzen Weste bekleidet. »Monsieur, was darf ich bringen?«

»Ein Wasser.«

»Gut.«

»Und bitte noch einen Cognac.«

»Gern.«

Zu essen bestellte ich nichts. Mein Hungergefühl war vergangen, was an der Aufregung liegen mochte. Ich wartete und hatte mich so gesetzt, dass ich die Kathedrale sehen konnte. Die Türme ragten in den Himmel wie eine Stütze des Glaubens. Viele Wolken hatten sich verzogen und einer sanften Bläue Platz geschaffen. Vögel umschwirrten die beiden Türme. Manche von ihnen ließen sich auch darauf nieder.

Der Kellner kehrte zurück. Die bauchige Flasche Perrier stand ebenso auf dem Tablett wie das Glas mit dem Cognac. »Bitte sehr, Monsieur«, sagte er, stellte alles auf den Tisch und wollte sich wieder zurückziehen. Dagegen hatte ich etwas.

»Einen Augenblick, bitte.«

»Ja…«

Ich lächelte so freundlich, dass er mir einfach nicht böse sein konnte. »Wissen Sie, ich bin fremd hier…«

»Das sind die meisten, die hier herkommen. Für einen Touristen ist die Zeit noch zu früh.«

»Ich bin auch kein Tourist in dem Sinne.«

»Was dann?«

»Nun ja, ich schaue mir gern Kirchen und Kathedralen an und muss

sagen, dass diese hier zu den schönsten gehört, die ich in meinem Leben je gesehen habe.«

»Das wissen wir hier.«

»Kann ich mir denken, aber ich möchte Sie eigentlich etwas anderes fragen.«

Er knurrte. »Muss das sein?«

»Kommen Sie. Es geht ja nicht um Menschen.«

»Sie sind Ausländer, wie?«

»Stimmt. Ich komme aus London. Das nur am Rande. Ich möchte von Ihnen gern wissen, warum dieses Café ‘La Reine de Saba’ heißt. Die Königin von Saba, das ist ein sehr ungewöhnlicher Name.«

Der Kellner nickte. »Stimmt, für ein Café ist das ein außergewöhnlicher Name. Aber er ist originell.«

»Warum wurde dieser Laden so genannt? Das muss doch einen Grund gehabt haben.«

»Hat es auch, denn am Nordportal der Kirche gibt es eine Statue der Königin von Saba.«

Ich räusperte mich. »Das ist der Grund?«

»Nicht mehr und nicht weniger, Monsieur.«

»Merci.«

Der Kellner zog sich zurück und widmete sich wieder seiner Lektüre. Ich beschäftigte mich mit dem Cognac. Das Glas leerte ich in zwei Schlucken. Ich trank auch Mineralwasser, und mit meiner Ruhe war es plötzlich vorbei. Ich spürte das Kribbeln im Nacken, die Nervosität drang in mir hoch, und ich wusste nun, dass uns die Wand genau in die richtige Gegend geführt hatte.

Man hatte der Königin von Saba hier ein Denkmal gesetzt. Eine Statue unter vielen, denn ich dachte daran, wie sehr die Kathedrale von außen mit diesen Skulpturen geschmückt war. Ich musste sie sehen. Es drängte mich, ich würde später zurückkehren und meine Freunde treffen. Ich legte einen Geldschein auf den Tisch und verabschiedete mich. Der Kellner winkte mir noch nach.

Da ich mich am Südportal befand, musste ich die Kathedrale umwandern. Eine breite Treppe führte hoch zum Nordportal, und über dem Eingang entdeckte ich das, was für mich so etwas wie ein geordnetes Chaos war.

Jeder Quadratzentimeter der Außenmauer war mit zahlreichen kleinen oder auch lebensgroßen Statuen bedeckt. Ich war nicht in der Lage, herauszufinden, wer die Königin von Saba nun war.

Irgendeine Figur musste es sein…

Jemand räusperte sich in meiner Nähe. Als ich mich umdrehte, sah ich Bill und Suko vor mir. Beide machten ernste Gesichter, und Bill nickte mir zu. »Dann weißt du es auch schon, John.«

»Nein, was denn?«

»Dass hier in der letzten Nacht ein Unglück oder ein Mord passiert ist. Das kommt ganz darauf an.«

»Wie?«

»Hat man dich tatsächlich nicht informiert?«

»Wenn ich es dir doch sage.«

»Aber du stehst hier.«

»Weil ich die Königin von Saba suche.«

»Wir auch.«

»Hat euch auch ein Kellner informiert?«

Bill schaute Suko an, der hob die Schulter und schüttelte den Kopf. »Nein John«, sagte er dann. »Bill hat mit einem alten Mann gesprochen, der gern geredet hat. In der Nacht ist hier etwas Ungewöhnliches passiert. Da soll ein Küster von einer der Statuen«, Suko deutete gegen das Mauerwerk, »erschlagen worden sein.«

Ich schaute für einen Moment ins Leere. »Und das stimmt?«, fragte ich leise.

»Es gibt eine Zeugin.«

»Was sagte sie?«

»Wir haben nicht mit ihr gesprochen aber sie ist dabei gewesen. Eine Statue hat sich von der Wand gelöst und der Küster erschlagen.«

»Kippte sie nach unten?«

Suko verneinte. »Sie war plötzlich da. Sie kann nicht gekippt sein, dann wäre sie zerbrochen. Sie ist, so die Zeugin, wohl geschwebt und hat ihren Platz vor dem Portal hier auf dem Boden gefunden, wo wir stehen. Sie tötete der Mann, und es war ein Wunder, dass die Frau entkommen konnte. Die Kollegen von der Mordkommission befinden sich noch in der Stadt. Man steht vor einem Rätsel, man weiß nichts, John, und man nimmt die Aussagen der Frau natürlich nicht für bare Münze, denn so etwas sind Hirngespinste.«

Ich presste für einen Moment die Fingerspitzen gegen meine Schläfe. »Hirngespinste«, murmelte ich. »Klar, was nicht ist, was nicht sein kann – Mist, so kommen wir nicht weiter. Es soll also die Königin von Saba gewesen sein, die den Küster tötete.«

Bill winkte mit beiden Händen ab. »Sorry, aber das ist nicht gesagt worden. Man hat von einer Statue gesprochen. Schau dich mal um. Wie viele Statuen siehst du hier?«

»Eine ganze Menge.«

»Eben, und es braucht nicht die Königin zu sein.«

Ich lachte und schüttelte dabei den Kopf. »Dabei wissen wir nicht einmal, welche der Figuren wir uns aussuchen können. Wenn ich da hoch schaue, verliere ich den Überblick.«

Bill grinste mich an. »Dann weißt du aber wenig.«

»Kann man sagen.«

»Gut, dass wir ein wenig geplaudert haben. Der Mann kannte sich

aus, er ist ein Einheimischer. Zwar hat er uns nicht gesagt, welche der Statuen die Königin darstellen soll, aber sie steht nicht allein. Wir müssen nach einem Trio Ausschau halten, das auf einem Sockel steht. Und da ist noch etwas, John.«

»Raus damit!«

Bill senkte seine Stimme. »Es gibt hier ein Abbild, das die Bundeslade zeigt, die auf einem Ochsenkarren wegtransportiert wird. Das kann ich dir sogar zeigen.« Er fasste mich an und zog mich einige Schritte weiter. Wir blieben stehen, er hob den Arm und deutete am Gemäuer hoch. Die breite Treppe hatten wir verlassen, so passte auch der Blickwinkel, und ich konnte nur staunen, als ich die in Stein gehauene Szene entdeckte. Gleichzeitig wurde ich skeptisch, denn dieser stilisierte Transport konnte alles bedeuten, aber Bill ließ sich nicht davon abbringen, dass es die Bundeslade war.

»Dazu passte auch die geheimnisvolle Inschrift auf dem Sockel darunter.«

»Was bedeutet sie?«

»Das weiß wohl niemand. Man hat sich bis heute nicht die Mühe gemacht, sie zu entschlüsseln.«

»Uns könnte das weiterbringen.«

»Möglich.«

»Hast du sonst noch etwas erfahren?«, fragte ich.

Bill antwortete nicht. Er schaute stattdessen auf Suko, damit er die Antwort gab.

Ich wurde ungeduldig. »Was ist denn?«

»Nun ja, John, dieser Mann, mit dem wir sprachen, war für uns als Informant beinahe so etwas wie eine Goldgrube. Er hat dies auch nicht umsonst getan, wir frischten sein Gedächtnis stets auf, aber das nur am Rande. Er sprach auch davon, dass man einen gewaltigen Bogen spannen muss, wenn man sich mit der Geschichte der Kathedrale und der Mystik ihrer Figuren beschäftigen will. Und dieser Bogen, John, sollte auch dich interessieren. Zumindest solltest du Nachforschungen anstellen.«

»Komm zur Sache, Suko.«

»Templer!«

»Bitte?«

Der Inspektor nickte. »Ja, du hast dich nicht verhört. Es sind die Templer gewesen, die in den vergangenen Jahrhunderten ebenfalls eine Rolle gespielt haben müssen. Auch sie haben nach dem Verbleib der Bundeslade geforscht. Wusstest du das nicht?«

Ich senkte den Kopf, hatte die Stirn in Falten gelegt und stöhnte dabei auf.

»Nein, das habe ich nicht gewusst, aber jetzt, wo du es gesagt hast, sehe ich, dass es auf der Hand liegt. Die Templer haben sich mit vielen

Dingen beschäftigt, warum nicht auch damit?«
»Vielleicht sind sie sogar bis Äthiopien gelangt«, sagte Bill.
»Das wäre möglich.«
Bill legte den Kopf zurück und schaute in den klar gewordenen Himmel. »Ich sehe«, murmelte er, »ich sehe, dass wir große Reisen unternehmen werden und…«
»Komm, bleib auf dem Pflaster.« Ich schlug ihm gegen den Rücken, und er verschluckte sich. »So weit sind wir noch nicht, aber die Spur ist sicherlich warm.«
»Abbé Bloch? Der Knochen-Sessel?«
»Das wäre eine Möglichkeit«, gab ich zu. »Nur jetzt bitte nicht. Bringt mich nicht durcheinander.«
»Da wäre aber noch etwas«, sagte Bill.
»Was denn schon wieder?«
»Der Informant sprach das geheimnisvolle Buch der Äthiopier an, das *Kebra Nagast.*«
»Ach das.«
»Glaubst du es nicht?«
»Doch, ich denke schon, dass es existiert. Man hat darüber gelesen. Es soll ja die Geschichte der Bundeslade beinhalten und wurde in Äthiopien zusammengestellt. Aber könnt ihr mir sagen, wo wir es finden?«
»Leider nicht.«
»Gut, dann beschränken wir uns hier auf das Wesentliche. Ich möchte die Königin von Saba finden, bevor es dunkel wird und wir nicht mehr viel machen können.«
Bill hob die Schultern. »Okay, nehmen wir das Gebiet mal genauer unter die Lupe.«
Gebiet war zwar nicht der richtige Ausdruck, aber jeder wusste, was damit gemeint war.
Wir mussten uns mit den Figuren hier am Nordportal beschäftigen, und das waren weiß Gott nicht wenige. Wir nahmen auch unsere Bücher zur Hand, und da fanden wir eine Erklärung.
Ein Teil des äußeren Bogens aus Stein zeigte achtundzwanzig Figuren von Königen und Königinnen des Alten Testaments. Wir sahen den mächtigen König David mit seiner Harfe, wir entdeckten andere, deren Namen ich vergessen habe, und – beinahe hätten wir gelacht, auch die Königin von Saba war aufgeführt worden. Nicht nur sie allein. Sie stand in einem Dreierpulk, wobei der König Salomon von uns aus gesehen an ihrer linken Seite seinen Platz gefunden hatte.
»Das ist es doch!«, rief Bill. Er schaute Suko und mich triumphierend an. »Das ist die Spur.«
Diesmal erntete er keinen Widerspruch. Ich konnte den Schauer auf meinem Rücken nicht vermeiden. Hatten wir endlich die wichtige

Spur gefunden? Standen wir vor der Lösung des Rätsels?

Lief alles hier in Chartres zusammen?

Ich hoffte es, aber ich konnte es nicht glauben. Zu viele Rätsel mussten hoch gelöst werden, und auch die Inschriften an den Sockeln waren kaum zu erklären. Ein Wirrwarr aus Buchstaben, durch das man sich erst hindurchwühlen musste, und ich konnte mir auch vorstellen, dass diese Buchstaben verschiedenen Schriften und Sprachen entstammten, sodass dieses Rätsel noch größer geworden war.

»Jetzt wissen wir, wer sie ist«, fasste Bill Conolly zusammen. Er lachte. »Dabei hätten wir es viel einfacher haben können. Einfach nur einen Blick in den Reiseführer werfen, das ist alles.«

»Nur findest du da keine Erklärungen.«

»Richtig, John«

»Und natürlich keinen Hinweis auf den Mörder«, fügte Suko hinzu. »Wobei ich mir nicht vorstellen kann, dass sich die Statue der Königin gelöst hat und…«

Er verstummte denn auch wir verfolgten die gleichen Gedankengänge. Ich entfernte mich ein wenig von meinen Freunden, um mir die Figuren aus einem anderen Blickwinkel anzuschauen. Da ich wusste, wo die drei standen, würde ich sie aus dem Wirrwarr immer herausfinden können. Und ich konzentrierte mich nicht nur allein auf die Königin, sondern auch auf ihre Umgebung.

Sie wirkte fremd auf mich, beinahe chaotisch. An der Wand sah ich Fragmente, ich sah Köpfe, ich entdeckte Fratzen, aber sie alle schwebten eigentlich nur über der Figur, die an der von uns aus gesehenen rechten Seite der Königin stand.

Warum?

Manchmal hat man so etwas wie Eingebungen, und auch mir widerfuhr dies. Ich war sogar davon überzeugt, dass diese Figur in das Trio nicht hineinpasste. Sie schien eine andere verdrängt zu haben, und auch die Umgebung musste man einfach mit dem Begriff schaurig oder dämonisch beschreiben, was sich natürlich auf die Fratzen und hässlichen Gesichter bezog.

Einige Sonnenstrahlen fielen in einem günstigen Winkel gegen das Mauerwerk. Ich spürte sie auch auf meinen Rücken, sie gaben mir ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit, sodass ich mir bald vorkam, als würde ich auf einer Insel stehen, vor der die Wirklichkeit allmählich wegschwamm. Mein Blick blieb auf die Umgebung der Figur gerichtet, die Königin und der König interessierten mich nicht mehr, es war einfach nur diese schreckliche Stückarbeit.

Fratzen, Gesichter… teuflisch und gemein aussehend. Das hatte der Künstler gut geschafft.

Warum interessierten mich diese Fratzen so?

Ich wusste es selbst nicht, aber tief in meinen Gehirnschächten

läutete eine Glocke. Sie versetzte mich in einen leichten Alarmzustand, der zunächst auf dieser Ebene blieb, sich dann verstärkte, als wollte er mir eine Botschaft übermitteln.

Genau das war es.

Die Botschaft der Erkenntnis.

Und ich wusste jetzt, warum ich so ungemein stark an diesen dämonischen Fratzen interessiert war.

Ich hatte sie schon einmal gesehen. Nicht hier, sondern auf der Wand. Diese Fratzen waren die Abbilder der Dämonen, die auf Meleniks Seite gestanden hatte. Also musste die Figur auch Melenik sein!

***

Mir blieb in diesem Augenblick die Spucke weg. Dann brach mir der Schweiß aus. Ich zwinkerte mit den Augen, ich leckte über die Lippen und spürte die salzigen Tropfen auf der Zunge.

Melenik!

Dieser Name brannte sich in meinem Hirn fest. Er war einfach nicht zu vertreiben. Ich dachte an den hier geschehenen Mord und war plötzlich davon überzeugt, dass es diese über und vor mir stehende Steinfigur gewesen war.

Sie hatte hier an der Außenwand der Kathedrale ihren Platz gefunden, aus welchen Gründen auch immer, und ich konzentrierte mich jetzt einzig und allein auf die große Figur.

Meleniks Gesichtszüge waren mir noch von den Bildern auf der Wand in Erinnerung. Durch die große Konzentration auf die Skulptur entdeckte ich an ihr schon die perfekten Übereinstimmungen zwischen den beiden. Das breite Gesicht, die ebenfalls breiten Lippen, die Nase und die Augen, die allerdings hier nicht mehr lebten. Es gab trotzdem keinen Zweifel daran, dass er es war.

Jemand tippte mir auf die Schulter. Es dauerte, bis ich bereit war, mich aus meiner Trance zu lösen und mich umzudrehen. Bill Conolly stand vor mir.

Er hob die Augenbrauen an und sagte: »Ich habe dich beobachtet, John, ziemlich lange sogar, und ich denke, dass du uns eine Erklärung schuldig bist«

»Warum?«, fragte ich leise.

»Du hast etwas entdeckt.«

»In der Tat.«

»Und was?«, fragte Suko, der ebenfalls näher gekommen war.

»Melenik. Ich weiß jetzt, wer diese andere Figur ist. Der gemeinsame Sohn.«

In den folgenden Minuten überließ ich meinen beiden Freunden das Feld.

Auch sie schauten sich die Figuren genau an, und sie schienen ebenfalls in eine Trance zu versinken. Schließlich gaben mir beide Recht.

»Habt ihr euch auch mit dem nahen Umfeld beschäftigt?«

»Haben wir«, sagte Bill.

»Muss ich weiterfragen?«

»Nein«, murmelte der Reporter. »Auch ich habe die Fratzen gesehen und weiß Bescheid.«

»Die Wand wurde zerstört«, sagte Suko, nachdem eine Schweigepause vergangen war. »Was wir gesehen haben, ist hingeschafft worden.«

»Fragt sich natürlich, ob es schon immer hier an dieser Stelle gewesen ist.«

»Nein, Bill«, antwortete ich. »Im Führer ist Melenik nicht erwähnt. Die Königin von Saba steht zwischen zwei mächtigen Herrschern, zwischen Salomon und David.«

»Warum ist er jetzt hier?«

»Ein Austausch.«

»Toll. Hast du eine Erklärung?«

»Nein, aber Melenik muss Salomon verdrängt haben. Nimm es meinetwegen als Magie hin, ich weiß es nicht. Wir müssen uns nur damit abfinden, das ist alles. Melenik hat seinen Weg gefunden. Wir haben ihn im Kloster entdeckt, das hat ihm wohl nicht gepasst, und nun will er sich rächen, denke ich.«

»Kann hinkommen«, sagte Bill. »Was allerdings bedeutet, dass Melenik all die Jahrtausende überlebt hat.«

»Oder sein Geist.«

»Klar.«

»Wir müssen etwas tun«, fasste Suko zusammen. »Ich könnte mir denken, dass uns die Zeugin etwas zu sagen hätte, warne jedoch davor, denn sie wird sicherlich von den französischen Kollegen überwacht. Also müssen wir es allein versuchen.«

Der Vorschlag war gesprochen, Suko wartete auf unsere Reaktion, und wir stimmten ihm zu.

»Ja«, sagte ich. »Wir könnten bis zur Dunkelheit warten.«

»Hier?«

»Nein.« Mit dem rechten Zeigefinger deutete ich auf das breite Portal. »In der Kirche…«

***

Das hatten wir auch getan und uns praktisch in einem Seitenschiff der mächtigen Kathedrale versteckt, denn wir wollten von den Besuchern nicht unbedingt gesehen werden.

Offizielle Führungen gab es zum Glück nicht mehr, so hatten wir

unsere Ruhe.

Es gab keinen von uns, den das Innere der Kathedrale nicht angemacht hätte. Dieses Bauwerk war wirklich ein Phänomen. Ich ging sogar noch weiter und bezeichnete es als ein gotisches Wunderwerk. Die Baumeister waren nicht nur gute Handwerker gewesen, sondern auch Künstler, und wenn ich mir die Motive in den Bleiglasfenstern anschaute, dann erzählte die gesamte Kathedrale eine große Geschichte.

Wir hatten viele Marienbilder und auch entsprechende Figuren gesehen, eben ein Zeichen dafür, wie groß auch die Verehrung der Mutter Gottes hier mitgespielt hatte.

Draußen wurde es dunkel, was sich auf das Innere der mächtigen Kirche übertrug. Es war auch bei Sonnenlicht nie hell hier, denn die farbigen Bleiglasfenster hielten einfach zu viel ab.

Jetzt wurde es noch dunkler.

Wir hatten uns einmal richtig verstecken müssen, als zwei Küster erschienen, frische Kerzen in die Ständer steckten und die Dochte anzündeten. Teile des Kircheninneren wirkten wie helle Inseln, die über dem Boden schwammen. Sie vermittelten etwas Geheimnisvolles. Sie lockten und sorgten zugleich dafür, dass die Dunkelheit nicht zu sehr gestört wurde.

Die letzte Tür fiel hinter dem Küster zu, und wir waren wieder allein. Zugleich tauchten wir aus den Deckungen zwischen den Bänken auf, schauten uns an, und jedes Gesicht wirkte wie ein bleiches Stück Fett.

»Sollen wir noch bleiben?« Bill hatte leise gesprochen, aber auch das Flüstern verwandelte sich in ein zischelndes Echo, das uns umgab.

Ich nickte.

»Wie lange denn?«

Meine Antwort bestand aus einer Frage. »Habt ihr erfahren, um welche Uhrzeit ungefähr der Mord geschah?«

»Nein.«

Bis Mitternacht hatten wir noch zwei Stunden Zeit. Mir erschien es noch zu früh, die Kathedrale zu verlassen. Suko und Bill waren anderer Meinung. Deshalb ließ ich mich von ihnen überstimmen.

Wir hatten die Kirche durch das Nordportal betreten und wollten sie auf demselben Weg wieder verlassen.

Hintereinander gingen wir immer an der Wand lang. Nur unsere Schritte waren zu hören, obwohl wir uns bemühten, leise zu sein.

Nein, ich fürchtete mich nicht, aber in mir steckte eine starke Unruhe, und auch ich gab zu, dass es schon an der Zeit war, die Kathedrale endlich zu verlassen.

Suko zog das Portal auf. Selbst er musste sich anstrengen und betrat als Erster das Freie. Wir folgten ihm. Am Fuße der breiten Treppe erwartete er uns.

»Wir hätten starke Taschenlampen kaufen sollen«, sagte er, in die Höhe schauend.
»Unsere werden ausreichen.«
»Hoffentlich.«
Auch Bill und ich ließen die Treppe hinter uns. Manchmal hatte ich dabei das Gefühl, ins Leere zu treten. Ich konnte keine Erklärung geben, aber in meiner Nähe schien sich einiges verändert zu haben. Lag es an der Luft, die nicht mehr so kühl war, sondern ungewöhnlich warm war? War es zu einer unerklärlichen magischen Veränderung gekommen?
Was immer es auch gewesen sein mochte, eines stand jedenfalls fest. Der Platz war in der Dunkelheit zu einem anderen geworden.
Weiter entfernt, wo die Wohnhäuser standen, schimmerten einige Lichter. Auf eine offizielle Beleuchtung war großzügigerweise verzichtet worden. Nur wenige Laternen brannten auf dem Platz.
»Fühlst du dich auch unbehaglich?«, fragte Bill.
»Kann man sagen.«
Er atmete schnaufend aus. »Ich habe eher den Eindruck, dass nicht alles gleich geblieben ist. Die Luft, die Stimmung, es ist einfach so bedrückend geworden.«
»Kein Widerspruch.«
Ein heller, dünner Arm zerschnitt die Dunkelheit. Suko hatte seine kleine Leuchte hervorgeholt. Er stand ungefähr dort, wo wir schon einmal gestanden hatten, und leuchtete gegen die Wand.
Als er winkte, gingen wir rasch zu ihm. »Was ist los?«, wollte ich wissen.
»Haben wir nicht von drei Figuren gesprochen?«
»Sicher.«
»Dann schau mal hin.« Er bewegte die Hand und damit auch den Lichtschein. Auf diese Art und Weise konnte er eine gewisse Fläche erfassen, und zwar genau die, auf der Melenik hätte stehen müssen.
Die Figur stand nicht mehr da.
Sie war verschwunden!

***

Das war genau der Augenblick, auf den wir gewartet hatten. Und jetzt, da er endlich eingetreten war, überkam uns doch das ungute Gefühl, denn jeder von uns stand da wie auf dem Sprung.
Ich bewegte mich als Erster. Noch klebte der helle Lichtstrahl an der Wand. Auch ich schaltete meine Leuchte ein und musste Suko abermals Recht geben.
Melenik war verschwunden!
Wie hatte das passieren können? Was steckte in dieser verdammten Skulptur des Schreckens? Welche urwüchsige und magische Kraft trieb

sie an. Ob mir mein Kreuz half, war fraglich, trotzdem holte ich es unter der Kleidung hervor, schaute es für einen Moment an, ohne eine Veränderung zu bemerken.

Ich steckte es in die Tasche. Bill hatte seine Waffe gezogen. Er ging einige Schritte zurück, um alles besser im Blickfeld zu haben.

Die Stelle auf dem Sockel blieb leer. Suko wollte schon seine Lampe ausknipsen, als es passierte. Er hatte kurz zuvor etwas höher geleuchtet, und der Strahl streifte einen Teil der Fläche, wo wir auch die Masken und steinernen Fratzen gesehen hatten. Im Gegensatz zu Melenik waren sie noch vorhanden, nur hatten sie sich verändert, denn sie lebten. Aus dem toten Stein war ein widerliches und unheilschwangeres, dämonisches Leben gestiegen, das sich in den Gesichtern und vor allen Dingen in den Augen ausgebreitet hatte.

Sie leuchteten in unterschiedlichen Farben.

Mal blutrot, dann schwachgelb oder in einem kalten Türkis. Aber nicht nur die Augen lebten, auch in die Gesichter war Bewegung geraten, als wäre der harte Stein von einer dünnen Gummihaut überzogen worden. Einige von ihnen zogen ihre Wangen zusammen, sodass sich kleine Mulden bildeten, andere zeigten ein boshaftes Grinsen, wieder andere bliesen ihre Wangen auf, das bekamen wir sehr gut mit. Ich wollte sehen, ob sich dieses »Leben« auch auf die Umgebung übertrug.

Nichts, gar nichts!

Sie blieb starr und steif. Da rührte sich kein Mundwinkel, es zuckte nichts auf den Wangen, und ich war darüber auch beruhigt.

Das Böse konnte nicht hingreifen, wo es wollte, es musste auch gewissen Gesetzen folgen.

»Achtung…«

Es war nur ein leiser Ruf, den Bill ausgestoßen hatte. Wir reagierten sofort, löschten unsere Lampen und ließen uns von der Dunkelheit überfallen.

Ich warf noch einen letzten Blick gegen die Wand der Kathedrale.

Dort lief ein unheimlicher Stummfilm ab. Das Glühen der Augen und der dadurch entstehende schwache Lichtschein in den Gesichtern war geblieben.

Als hätte jemand eine bunte Reklame eingeschaltet, die wie aus bunten lautlosen Tüchern über die Fratzen hinwegschaute und sie zu noch bösartigeren geisterbahnähnlichen Gebilden machte, die unter Druck standen und möglicherweise darauf lauerten, ihre Plätze an der Wand verlassen zu können.

Suko hatte sich von mir entfernt. Ich sah ihn noch weghuschen, bevor er sich duckte.

Bill hatte irgendwo an der anderen Seite Stellung bezogen.

»Er kommt, John…«

Ich hatte *ihn* bisher noch nicht gesehen, aber ich konnte ihn jetzt hören.

Schritte, die dumpf auf dem Pflaster klangen. Dazwischen ein anderes Geräusch. Das Knirschen von Gestein.

Melenik kam!

Nein, nicht persönlich, sondern die zum Leben erwachte Figur des Königsohnes.

Ich wartete ab und hatte mich nicht versteckt. Ich sah auch den Schatten, der sich als schwarzgraues, menschengroßes Monstrum durch die Finsternis über den Platz hinwegbewegte. Es war zunächst nur ein Umriss, der allerdings erhielt zwei markante Punkte, denn in Kopfhöhe glühte ein rotes Augenpaar.

Düster, als hätte er Funken vom Feuer der Hölle gefangen. War er eine Kreatur der Finsternis? Verbarg sich hinter diesem normalen Gesicht der kalte Schrecken?

»Achtung!« Diesmal warnte ich. »Die Lampen!«

»Ins Ziel, John?«

»Ja!«

Suko und ich waren eingespielt. Zugleich schalteten wir unsere Leuchten ein. Von zwei verschiedenen Seiten her zerschnitten die Strahlen die schwammige Finsternis, und sie trafen genau bei einem einzigen Ziel zusammen.

Meleniks steinerner Kopf wurde erwischt. An zwei verschiedenen Stellen verteilte sich das grelle Licht, sodass wir ihn endlich genau sehen konnten.

Ja, er war es.

Es war dieser verfluchte Dämon, den wir auf der Wand gesehen hatten. Sein Gesicht war nicht mehr dasselbe geblieben, wie wir es vom Portal her kannten. Es hatte sich verändert und war doch so »natürlich« geworden.

Abstoßend für uns, aber wir hatten es schon gesehen. Grau und breit, mit wulstigen Lippen, mit bösen Augen und einer klumpig wirkenden Nase.

Dieses Gesicht strahlte die gesamte Boshaftigkeit aus, die in dem Dämon steckte. Es war menschenverachtend, in seinem Innern tobte der blanke Hass, und der Tod war sein einziger Freund.

Ich ließ ihn kommen.

Er trug keine Waffe, er war aus Stein, er bewegte sich schwerfällig, da kratzten die Sohlen über den Boden, und es hatte tatsächlich kleine Risse in der Gestalt gegeben, aus der winzige Staubwölkchen hervorquollen wie Pulverdampf.

Bei jedem Schritt stampfte er auf.

Es waren die einzigen Geräusche, die wir hörten, alles andere, auch der trotz allem ablaufende Verkehr in dieser Nacht, waren in den

Hintergrund getreten.
Melenik kam.
Und ich ließ ihn kommen.
Am Rande kriegte ich mit, dass auch Suko und Bill ihre Plätze verlassen hatten. Sie trauten sich jetzt näher heran, blieben aber geduckt, um so wenig Angriffsfläche wie möglich zu bieten.
Noch ein Schritt.
Abermals erklang das dumpfe Geräusch. Dazwischen das Knacken und leise Knirschen, als wären die Steine dabei, allmählich zu zerbrechen.
Im nächsten Augenblick gellten die Schreie über den Platz. Eine Armee von Vögeln schien aus der tiefen Dunkelheit hervor in die Höhe geflattert zu sein, um ihre Runden zu drehen, die von schrillen, unnatürlichen Schreien begleitet wurden.
Innerhalb kürzester Zeit waren wir in einem Kessel der Angst gelandet. Ich schaute nach oben, sah keine Vögel, aber die Geräuschkulisse war in meinen Rücken am lautesten.
Deshalb drehte ich mich um.
Nicht die Vögel jagten kreischend und flatternd durch die Luft, sondern die dämonischen Fratzen, die sich von der Wand gelöst hatten, und in uns ihre neuen Opfer sahen…

***

Wohl jedem von uns war das Bild noch in Erinnerung geblieben, das uns die Wand geboten hatte. Unzählige dämonische Wesen hatten sich auf die erschreckten Menschen gestürzt und sie auf grausame Art und Weise getötet. Sie waren von den Krallen und Zähnen regelrecht zerrissen worden. Ihr Blut hatte den Boden gedüngt, und sie suchten sich nur die neuen Opfer aus, nämlich uns.
Wie konnte ich sie stoppen?
Ich hatte sie nicht zählen können, es waren zu viele. Möglicherweise fliegende Kreaturen der Finsternis. Sollte das so sein, würden sie auf mein Kreuz reagieren, und ich probierte es. Einer dieser fliegenden Schmetterlinge raste mir entgegen.
Ich duckte mich, sprang zur Seite, zog dabei meinen Dolch und erwartete noch in der Drehung den nächsten Angriff.
Das Wesen raste heran.
Ich stieß zu.
Die Klinge des Dolchs traf das fratzenhafte Gesicht. Sie jagte tief hinein und sogar hindurch.
Ein böses Kreischen erreichte meine Ohren, dann fielen Schüsse, und Meleniks steinerne Figur ruderte mit den Armen. Der Dolch hatte den Kopf des Wesens zerschnitten. Der Körper prallte zu Boden. Gleichzeitig ergriff Bill Conolly die Flucht.

Er tat eigentlich das einzig Richtige, denn er rannte mit Riesenschritten auf das Portal der Kathedrale zu. Kein Wesen verfolgte ihn, auch Suko nahm den gleichen Weg, und ich wollte nicht zurückstehen. Bevor wir uns hier in Einzelkämpfen aufrieben, war es besser, einen Schutzraum aufzusuchen. Ihn konnten wir als neue Operationsbasis annehmen.

Bill hatte das Portal erreicht. Er zerrte die Tür auf. Schräg über ihm flatterte ein borstiges Etwas mit einem platten breiten Gesicht und glühenden Augen.

Es fiel herab. Lange Arme wollten Bills Hals umfassen, doch der Reporter war schneller. Er warf sich rücklings in die Kirche hinein, und das Flugwesen prallte gegen die Kante der Tür. Es quiekte laut auf, fiel für einen Moment auf die oberste Stufe und wurde von einem rasanten Peitschenhieb erwischt, denn Suko hatte die Treppe ebenfalls erreicht und sofort zugeschlagen.

Er vernichtete die Kreatur.

Ich jagte ebenfalls hin.

Suko wartete auf mich. Hinter mir hörte ich die Tritte der Steinfigur, aber ich war schneller und schlüpfte durch den Spalt, den Suko mir offen hielt.

Auf den Fliesen rutschte ich aus. Erst an einem wuchtigen Taufbecken konnte ich mich festhalten.

»War das richtig?«, fragte Bill. Er stand ebenfalls am Becken, den Rücken durchgedrückt und atmete tief durch.

»Ich denke schon.«

»Aber hier werden wir ihn nicht fangen«, sagte Suko.

»Das denke ich auch. Er wird sich nicht hineintrauen, aber wir werden nach draußen gehen können. Oder einer von uns.«

»Denkst du an den Lockvogel?«

»Ja.«

Bill sprach dagegen. »Darauf warten die Kreaturen doch nur.«

»Wir müssen eben schlauer sein.«

»Und wie, bitte?«

Ich ließ mir einen Moment Zeit, weil ich den genauen Plan noch durchforsten musste. Wir durften uns nicht zu weit vorwagen. Der Fußballer hätte von einer kontrollierten Angriffstaktik mit Blick auf eine Defensive gesprochen.

So mussten wir vorgehen.

»Hast du dich entschieden, John?«

»Alles klar, Bill.« In den nächsten Sekunden erklärte ich den Freunden meinen Plan.

Sie waren zwar skeptisch, aber sie stimmten zu. Es gab auch keine andere Möglichkeit, denn Melenik durfte uns nicht mehr entwischen, um möglicherweise Herrscher der Kathedrale zu werden. Durch die

Zerstörung der Wand war es ihm gelungen, in eine andere Zeit zu gelangen, und sein Vorhaben hatte sich als letztes Bild auf der Wand gezeigt.

»Dann werde ich gehen«, sagte ich.

Draußen tobten noch immer die frei gewordenen kleinen Ungeheuer. Selbst die dicken Mauern schafften es nicht, die schrillen und boshaften Schreie zu schlucken.

Von den Fensterscheiben her erreichten uns Klopfzeichen. Die kleinen Monster wuchteten ihre Körper gegen die Außenscheiben.

Bisher war es nicht gelungen, sie zu zerbrechen. Wahrscheinlich schreckten sie auch die Motive im Glas ab, uns sollte es egal sein.

Bill Conolly hatte die Tür vor mir erreicht. Er legte seine Hand auf die schwere Klinke, hatte sich dabei gedreht und schaute in meine Richtung, einen fragenden Blick in den Augen.

»Es bleibt dabei«, sagte ich.

Er wuchtete die Klinke nach unten. Bill setzte beide Hände ein, um die Tür aufzuziehen.

Während sie langsam nach innen schwang, ging ich schneller vor. Der Zeitpunkt musste genau abgecheckt werden. Suko blieb hinter mir. Er hatte längst seine Dämonenpeitsche gezogen und einmal den Kreis geschlagen. Die Riemen waren ausgefahren. Wie die Körper dreier Schlangen schleiften sie über die Fliesen hinweg.

Ich konnte nach draußen schauen, Bill stand im toten Winkel.

Eine ungewöhnliche Stille lag über dem Platz. Nur aus weiter Ferne hörte ich das bekannte Wimmern einiger Polizeisirenen. Klar, dass die Schüsse vorhin gehört worden waren.

»Nichts zu sehen«, meldete ich.

»Er hat sich versteckt!«, flüstert Bill.

»Kann sein.«

»Willst du trotzdem gehen?«

»Sicher.«

Suko hielt sich aus unserer Unterhaltung heraus. Ich wusste jedoch, dass ich mich auf ihn verlassen konnte, auch wenn er mir nichts sagte. Ich ging den nächsten Schritt.

Der Wind wehte gegen mein Gesicht. Er war kühl und brachte sogar einen Hauch von Frühling mit.

Ich stand auf der Schwelle.

Bills Atem drang mit einem leichten Pfeif ton über die Lippen.

Wir alle standen unter einer ziemlichen Hochspannung, aber wir waren gleichzeitig auch cool, weil wir wussten, dass wir uns aufeinander verlassen konnten.

Ein zuckendes Licht glitt über die Bäume hinweg und streifte den Nachthimmel. Mindestens zwei Polizeiwagen waren unterwegs, und das Wimmern der Sirenen war lauter geworden.

Ich spannte mich – und schnellte vor.
Ich war so schnell wie möglich, wobei ich das Gefühl hatte, der Treppe entgegenzufliegen. Vor mir breiteten sich die Stufen aus, und sie konnten durchaus zu Stolperfallen werden, aber ich hatte die Entfernung genau abgecheckt, kam sehr gut auf, stieß mich wieder ab, federte auf die nächste Stufe, und mit einem gewaltigen Sprung ließ ich die Treppe hinter mir zurück.
Mit beiden Füßen zuerst kam ich auf, rutschte auch noch vor, schlitterte dabei, drehte mich, aber ich schaute ins Leere.
Er war nicht da.
Auch seine Helfer nicht.
Kein fremdes Geräusch, abgesehen von den beiden Sirenen der Polizeiwagen, die inzwischen den Platz erreicht hatten und mit kreischenden Reifen in die Kurven bogen. Das Fernlicht der vier Scheinwerfer reichte bis an die Wand der Kathedrale heran, es tauchte sie in eine gespenstische Blässe.
Als hätte Melenik darauf nur gewartet, so zeigte er sich an der Wand.
Auf dem Podest hatte er gestanden und sprang nach unten.
Im letzten Augenblick hatte ich die Bewegung wahrgenommen und der Kopf hoch gerissen. Die Zeit war kurz, sie lief auch normal ab, mir kam sie verzögert vor, sodass ich das Auftauchen der lebenden Steinfigur wie einen Film erlebte.
Melenik fiel!
Ich sah es, ich bekam es haargenau mit, vom Platz her leuchteten mich die harten Scheinwerferstrahlen an, sodass ich wie auf dem Präsentierteller stand. Aber ich bewegte mich nicht.
Ich war zu Stein geworden und hatte das Gefühl, als würde die gesamte Kathedrale zuerst vor und dann über mir zusammenbrechen und alles vernichten.
»Joohhnnn…« Es war ein lauter, beinahe irre klingender Schrei, der mich erreichte. Suko hatte ihn ausgestoßen denn er sah das Verhängnis kommen.
Und dieser Schrei weckte mich.
Wie ich wegkam, wusste ich nicht. Jedenfalls befand ich mich in der Luft die Umgebung verwandelte sich in eine hin- und herzuckende Landschaf aus kaltem Licht und tiefen Schatten. Durch dieses Grau sah ich Gestalten in Uniformen huschen. Blaulicht griff mit langen Armen in die Schatten hinein und ich erlebte dies alles als Streulicht artig auftauchende Momentaufnahme. Dann prallte ich auf.
Ich hörte mich selbst schreien, da Pflaster war verflucht hart, und der Schwung des Aufpralls trieb mich weiter. Ich überschlug mich mehrere Male und bekam mit, wie ich von einen zuckenden Lichtkegel verfolgt wurde Auf dem Bauch blieb ich liegen. Ich fühlte mich wie zerstört. Alle Knochen taten mir weh, aber Indianer kennen

bekanntlich keinen Schmerz, und stemmte auch ich mich hoch.
Was ich sah, war perfekt arrangiert. Die beiden Polizeiwagen standen so, dass ihre grellen Lichtspeere in eine Richtung schienen und sich an einem bestimmten Punkt vor der Treppe zu einer breiten Bühne vereinigten.
Es gab Zuschauer, die alles nicht fassen konnten. Keinen Beamten hatte es mehr in seinem Wagen gehalten. Sie waren ausgestiegen und schauten ebenso zu wie Bill Conolly, der noch auf der Treppe stand und die Szene von rückwärts her sah.
Zwei Helden gab es in diesem Stück. Suko und Melenik.
Nur einer konnte gewinnen!

***

Es kann nur einen geben!, schoss mir der Slogan des Highlanders durch den Kopf. Genauso würde es hier sein. Nur einer konnte siegen, ich hoffte, dass es Suko war.
Er hielt seine Dämonenpeitsche, in der so machtvolle Urkräfte steckten, schlagbereit. Mir erschien Melenik etwas durcheinander, wenn man bei einer derartigen Gestalt davon überhaupt sprechen konnte. Sie stand einfach da und tat nichts. Sie drehte nur den Kopf.
Vielleicht war sie auch durch das Licht und die zahlreichen Menschen irritiert. Angefeuert aber wurde sie schon, denn am Portal gellte ein irres Geschrei auf. Dorthin hatten sich die Helfer zurückgezogen. Alle die kleinen tödlichen und bösen Geschöpfe, die wollten, dass Melenik den Sieg errang.
Suko war schneller.
Die Polizisten, denen dies alles neu war, kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus, als sie sahen, wie kraftvoll der Inspektor zuschlug.
Jedes Mal trafen die drei Riemen die steinerne Gestalt und rissen das untote Leben aus ihr hervor.
Melenik wankte zurück. Sein Gesicht war aufgerissen. Kleinere Steine und Staub rieselten hervor, während die Gestalt mit beiden Armen dreschflegelartig um sich schlug, ohne jemand zu treffen.
Wenn Melenik so weiter ging, würde er bald über einen Wagen stolpern, aber mit einem weiteren Treffer sorgte Suko dafür, dass sein rechtes Bein zerbrach.
Jetzt kippte auch er.
Das Geräusch, mit dem er auf den Boden landete, ging unter in dem wilden Kreischen der kleinen Satansgeschöpfe.
Ich hatte mich längst wieder erhoben. Ziemlich steifbeinig ging ich direkt auf das Geschehen zu und bekam mit, dass sich über dem Portal eine Wolke gebildet hatte. Aber nicht, weil dort etwas brannte, sondern weil die Helfer Meleniks vergingen, denn die Peitschenhiebe hatten ihn geschwächt.

Er war nur mehr Stückwerk.

Neben ihm blieb ich stehen. Auch Bill war herbeigekommen. Wir schauten von seinen Füßen her auf ihn nieder. Die Polizisten standen uns mit gezogenen Waffen gegenüber, aber niemand griff ein, dafür war Meleniks Ende einfach zu faszinierend.

Die Schläge hatten ihn zerteilt.

Er war tatsächlich in mehrere Stücke zerhauen worden, und nur noch der Kopf lag frei, obwohl er ebenfalls vom Körper abgebrochen war. Im kalten Licht der Scheinwerfer konnten wir das Gesicht genau sehen, und auch ich konzentrierte mich darauf.

Es war *sein* Gesicht.

Breit, brutal, mit einer graubraunen Färbung. Den Mund hielt er verzogen, als wollte er uns noch ein triumphierendes Grinsen zuschicken, dass wir nicht geschafft hatten, die Lade zu finden. Ob alles an ihm vernichtet war, konnte keiner sagen, dafür war die Magie einfach zu stark. Sein Geist konnte wandern, trieb vielleicht durch die Zeiten, nur daran wollte ich jetzt nicht denken. Ich drehte mich nach links.

Suko reichte mir die Peitsche.

»Danke«, sagte ich. Er wusste, was ich wollte und überließ mir den Rest.

Ich holte aus, konzentrierte mich auf den Kopf dieser widerlichen Gestalt. Dann schlug ich zu.

Ich hatte all meine Wut und meinen Frust in diesen Schlag hineingelegt, und ich wollte den Erfolg erleben.

Enttäuscht wurde keiner von uns.

Die Magie der Dämonenpeitsche zerstörte den Kopf dieses untoten Wesens mit elementarer Wucht. Er platzte auseinander, eine dicke schwarze Soße sprühte hervor, um dann in dicken Tropfen wieder zu Boden zu fallen. Nur eine klebrige Masse blieb zurück, in der sich Kopf und Körper vereinigt hatten.

Ich gab Suko die Peitsche.

Wir lachten leise, dann lauter, und schließlich schlugen wir uns auf die Schenkel.

Es klang nach Rettung, es klang nach Erlösung, und es klang auch nach Leben…

***

Nein, so schnell war diese Nacht nicht vorbei, denn es gab da einen Kollegen namens Inspektor Gramur, der einen Mordfall zu untersuchen hatte.

Ihm mussten wir Rede und Antwort stehen. Er hörte sich vieles an, aber begreifen konnte er kaum etwas.

Gegen vier Uhr schlichen wir zurück in unser Hotel. Wir waren auch

nicht mehr aufgedreht, sondern einfach nur noch müde und fielen in die Betten. Für den späten Vormittag waren wir wieder mit der Polizei verabredet. Zuvor jedoch hatten wir ein anderes Ziel, denn wir wollten der Kathedrale einen Besuch abstatten.

Es war ein heller Aprilmorgen mit viel Sonnenschein. Wir hörten auch zum erstenmal die Glocken der Kirche, deren Klang über die Stadt hinwegschwang und sich irgendwo in der Ferne verlor.

Vor dem Nordportal blieben wir stehen. Was war zurückgeblieben? Diese Frage beschäftigte uns.

Wir machten große Augen.

»Das ist doch nicht wahr!«, flüsterte Bill und rieb über seine Stirn.

Auch Suko schüttelte den Kopf.

Bei mir dauerte es ebenfalls, bis ich begriff. Das Trio war wieder komplett Es stand dort eine dritte Figur, und der Beschreibung nach war es König Salomon.

Für uns unfassbar, aber wir waren froh, dass es so gelaufen war.

Ein Beweis auch dafür, dass göttliche Mächte nicht einfach die Augen geschlossen hatten.

Der Weg zur Bundeslade aber würde sehr weit und steinig werden, das stand fest.

Wer heute wieder nach Chartres kommt, kann diese Figuren besichtigen. Geändert hat sich daran nichts mehr. Ich hätte schließlich davon erfahren müssen…

ENDE des Vierteilers